

# Hochhäuser im Stadtbild.

Von Stadtbaurat Berg.

**U**nter stetiger Einschränkung des Aufwandes an Menschenkraft die geförderte Leistung nach Qualität und Quantität zu steigern, gilt sowohl der kapitalistischen als sozialistischen Wirtschaftsauffassung als selbstverständliche Forderung jeder wirtschaftlichen Entwicklung.

Der Unterschied beider Auffassungen bezieht sich nur auf die Verwendung der beim Fortschreiten dieses Prozesses gewonnenen Mehrwerte und Mehrzeit. Deshalb ist die Unterstützung der Arbeit an dieser Aufgabe selbstverständliche Pflicht jedes Wirtschaftspolitikers. Mangel an Angebot von Menschenkraft, höhere Intelligenz dieser Menschenkraft, und als Folge beides, höhere Bewertung der Menschenkraft sind die zur Steigerung der Arbeitsleistung treibenden Kräfte. Je höher qualifiziert die Menschenarbeit, desto bedeutsamer die Ersparung an Kraft, Weg und Zeit für die Leistung. Das gilt besonders für die Kopfarbeiter. Aus diesen Gründen ist Amerika bereits lange vor dem Weltkriege zu dem Bau der sogenannten Wolkenkratzer übergegangen. Konzentrierung sämtlicher Geschäfts- und Verwaltungstätigkeit in einzelnen im Innern der Stadt liegenden Riesenbauten wurde dort im Städtebau der technische Ausdruck dieser für das Fortschreiten des Kraftsparprozesses notwendig gewordenen scharfen Trennung von Arbeits- und Wohnstadt.

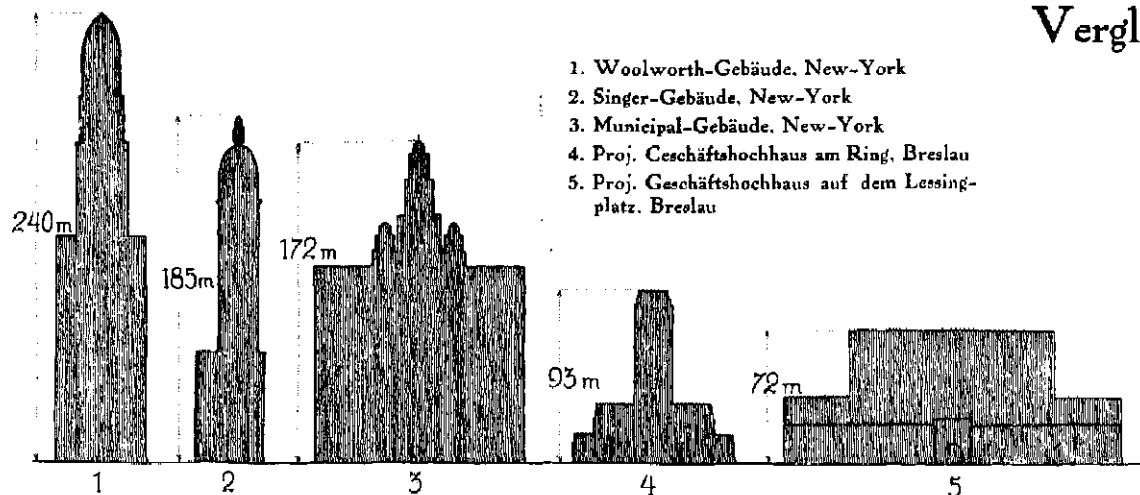
Hat nun dieser Trieb der Arbeitskonzentrierung in natürlicher Entwicklung entstanden in Amerika Lösungen gefunden, die in Deutschland als nachahmenswert betrachtet werden können? Es herrscht wohl Einstimmigkeit darüber, daß weder in städtebaulicher, noch architektonischer, noch sozialer Hinsicht die amerikanischen Lösungen als Vorbilder für Deutschland dienen können. Amerika ist das Land des uneingeschränkten Individualismus und dieser kommt auch in seinen Wolkenkratzern uneingeschränkt zum Ausdruck.

Die durch keine Bauordnung beschränkte Willkür in der Aufführung dieser Bauten hat Folgen gezeitigt, die insbesondere, was Belichtung, Belüftung und Verkehr anbetrifft, weitab von einwandfreien Lösungen stehen. Auch die aus diesen Mißständen hervorgegangene amerikanische Bauordnung läßt noch Zustände zu, die in Europa als in höchstem Maße unhygienisch und unzulässig abgelehnt werden würden. Auch architektonisch künstlerisch sind die amerikanischen Citystädte ein Versager. Das architektonische Gestaltungsvermögen der Amerikaner hat sich dem technisch-wirtschaftlichen Entwicklungswillen nicht gewachsen gezeigt. Die meisten Wolkenkratzer zeigen ein aus einem palazzo- oder tempelartig ausgebildeten Untergeschoß emporschießendes Teleskop, das oben wieder einen Kirchen, Tempel oder Palazzo ähnlichen Bau trägt, der meist mit spitzem Dach, Kuppel oder Pyramide abgeschlossen ist.

Es ist merkwürdig, daß die Amerikaner, die zum Teil für Zweckbauten, Silos, Brücken usw. vorbildliche Formen gefunden haben, sich gar nicht der Lächerlichkeit dieser architektonischen Ausbildung bewußt geworden sind, der Uneinheitlichkeit dieser Lösungen, des ästhetischen Widerspruchs, einen in Verhältnissen und Formen für die Nahbetrachtung gebildeten Bau auf einen Turm zu setzen. (Charakteristisches Beispiel aus einem engeren Wettbewerb hervorgegangener Entwurf für ein neues Gerichtsgebäude in New-York. Mittlg. Bauzeitung 1914 No. 102—103.) Auch die Stadtbaukunst hat durch diese Bauten keine Bereicherung erfahren.

Ohne Rücksicht auf Nachbarschaft und Umgebung, brutal sich allein vor- und aufdrängend, wachsen die Wolkenkratzer in sinnentbehrender Anordnung und Ausbildung gen Himmel. Wie ein Haufen beliebig durcheinander gestellter Riesenklötze weckt die City New-York in dem in den Hafen Einfahrenden zwar durch ihren Umfang Erstaunen. Auch werden vereinzelt durch Zufall

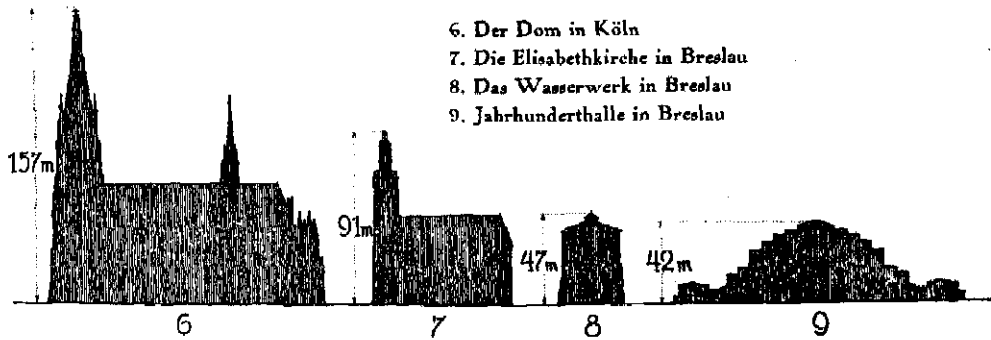
## Vergleichende



künstlerisch malerische Wirkungen erzielt. Der tektonisch-künstlerisch empfindende Mensch bedauert jedoch, daß hier eine ungeheure Menge Arbeit und Material aufgewendet wurde ohne den geringsten Versuch einer organisch-künstlerischen Lösung. Welche Akropolis der Arbeit als Ausdruck des Hirns des wirtschaftlichen Amerika hätte hier entstehen können, wenn Tektonen statt Technikern und Dekorateuren am Werke gewesen, wenn sozialem Gestaltungswillen die Möglichkeit zum Entfalten gegeben worden wäre. Statt dessen tritt, wie es ja allerdings auch der Wirklichkeit entspricht, rücksichtslos brutaler Ichwille als Ausdruck des kapitalistischen Amerikas entgegen, als Stein gewordene Anklage gegen die Gewaltherrschaft des Kapitals. Nur ein sozial organisiertes Volk, durchdrungen von sozialem Arbeitswillen, wird auch den Werken, in denen seine Arbeit verkörpert wird, den entsprechenden künstlerischen Ausdruck verleihen können. Deutschland steht dieser Aufgabe am nächsten. Was bleibt also übrig für Deutschland von dem Gedanken der in Amerika entstandenen Wolkenkratzer? Außer dem allerdings wichtigen Trieb zur Geschäftskonzentrierung und technischen Erfahrungen nichts als ein Bild, wie man es nicht machen soll.

Daß höchste Zeit-, Kraft- und Geldersparnis mit der Zentralisierung der Geschäftsverwaltung verbunden ist, hat Amerika bestätigt. Verkürzung verlorener Wege und verlorener Zeit bedeutet Vereinfachung und Verbilligung des Geschäfts- und Verkehrsverkehrs und damit Ersparung an Menschenkraft. Der Zwang zur Leistungssteigerung liegt für das unterlegene Deutschland in erhöhtem Maße vor. Die deutschen Großstädte, die Zentren des wirtschaftlichen Hirns Deutschlands, stehen deshalb vor der Notwendigkeit intensiver Citybildung. Die Geschäftsentwicklung in Deutschland wird durch den Mangel geeigneter Räume schwer bedrängt. Denn Wohnungen können wegen der Wohnungsnot nicht zur Verfügung gestellt werden. Der Wiedergewinn des Deutschland gebührenden Anteils am Weltmarkt, insbesondere der Qualitätserzeugnisse, ist nur eine Frage der Zeit. Bei der bevorstehenden aufsteigenden Entwicklung Deutschlands bedeutet aber die Nichtbefriedigung des Raumbedarfes für die Geschäftsentwicklung ein starkes Hemmnis. Ein starkes Drängen nach dieser Richtung ist bereits jetzt zu spüren. Und es ist wichtig, der organischen Lösung dieser Frage in technischer, künstlerischer und finanzieller Beziehung so bald als möglich näherzutreten. Würde man ganz neue Städte zu bauen haben, so könnte man sich denken, daß im innersten Kern einer solchen Stadt ein zusammenhängendes, mit jeglicher Erweiterungsmöglichkeit nach der Breite und Höhe vorgesehenes Gebilde errichtet würde, das sämtliche Geschäftstätigkeit in sich vereinigte. Durch besonders geregelten Horizontal- und Vertikalverkehr müßte jeder, der diese Geschäftsstadt betritt, auf kürzestem Wege an die Stellen seiner Geschäfte geführt werden. Es könnte ein Bauwerk werden, das, von außen begonnen, nach innen in allmählicher Entwicklung zu immer gewaltigeren Höhen ansteigend, zum monumentalen Ausdruck des in der Großstadt vereinigten geistigen Wirtschaftszentrums des Landes gestaltet werden könnte. Da wir jedoch nur mit gegebenen fertigen Städten zu rechnen

## Darstellung



haben, und unser Stadtbau immer nur Stadterweiterungsbau sein wird, so werden diese Geschäftshochhäuser nur an verschiedenen geeigneten Stellen der Innenstadt entstehen können. Vor allem sollte man endlich einmal davon absehen, die deutschen Hochhäuser als Wolkenkratzer zu bezeichnen. Es ist besonders lächerlich, wenn diese Bezeichnung bereits für 10stöckige Gebäude, wie kürzlich für ein solches Verwaltungsgebäude in Dresden gewählt wird. Eine vergleichende Zusammenstellung der von mir für Breslau geplanten Hochhäuser, einiger Wolkenkratzer New-Yorks und einiger Monumentalbauten Deutschlands zeigt, wie weit diese Hochhäuser in ihren Abmessungen hinter den amerikanischen Wolkenkratzern zurückbleiben, und wie wenig sie über die größten Bauten Deutschlands hinausgehen. Es liegt nicht der geringste Anlaß zu der Befürchtung vor, daß das abstoßende Bild der Manhattan-Insel in New-York mit ihren spargelartig emporgeschossenen Turmbauten auch in Berlin oder anderen deutschen Großstädten entstehen könnte. Es ist für Deutschland selbstverständlich, daß sich über das übliche Maß erhebende Hochhäuser nicht in der roh primitiven und rücksichtslosen Art wie in Amerika an beliebiger Stelle zu beliebiger Höhe erheben können. Besondere baupolizeiliche Bestimmungen sind für sie zu schaffen. Da sie durch verkehrte Ausbildung und an falscher Stelle angeordnet für das Städtebild von wesentlich größerer Schädigung sind, als jeder andere Bau, so ist die Genehmigung ihrer Errichtung von der Erfüllung besonderer wirtschaftlicher und ästhetischer Forderungen abhängig zu machen. Für die Errichtung derartiger Hochhäuser sind besonders günstige Plätze im Stadtbild ausfindig zu machen. Zentrale Lage, an größeren Plätzen am Wasser. Man wird sie nicht immer ohne Rücksicht auf die Nachbarschaft wie in Amerika sich unmittelbar aus der Reihe der normalen Häuser erheben lassen, sondern wird häufig einen Anschluß durch allmähliche Staffelung zu erreichen suchen. Im Mittelalter strebten Riesenkirchen gen Himmel heraus aus dem Kranz winziger Wohnhäuser, erhielten durch diese den Maßstab ihrer Monumentalität. In ähnlichem Bilde muß man sich vorstellen die modernen Riesengeschäftshäuser als Tempel der menschlichen Arbeit hervorgehoben, hervorragend und beherrschend aus dem übrigen Mauermeer der Großstadt. Am schwierigsten werden die Lösungen der Aufgabe in Verbindung mit alten wertvollen Bauten sein. Wie jedoch in früheren Zeiten selbstverständliche Kultur die richtigen Lösungen fand, so wird auch unsere Zeit im Anstreben echter Kultur die richtigen Wege wieder zu finden wissen.

Zur Zeit haben sich die deutschen Architekten noch nicht von der bereits erwähnten amerikanischen Art der formalen Ausbildung freimachen können. Auch die Entwürfe für die deutschen Hochhäuser zeigen zumeist ein Gemisch zusammengestellter, verschiedenster Motive. Das Ergebnis des Wettbewerbes für ein Hochhaus in Danzig zeigt noch durchaus diesen verfehlten Weg. Es sind jedoch auch schon Anzeichen einer Entwicklung zu einer dem Hochhaus gemäßen formalen Ausbildung vorhanden. Es ist notwendig, daß diese Bauten, die ein Magazin von Raumzellen darstellen, diesen

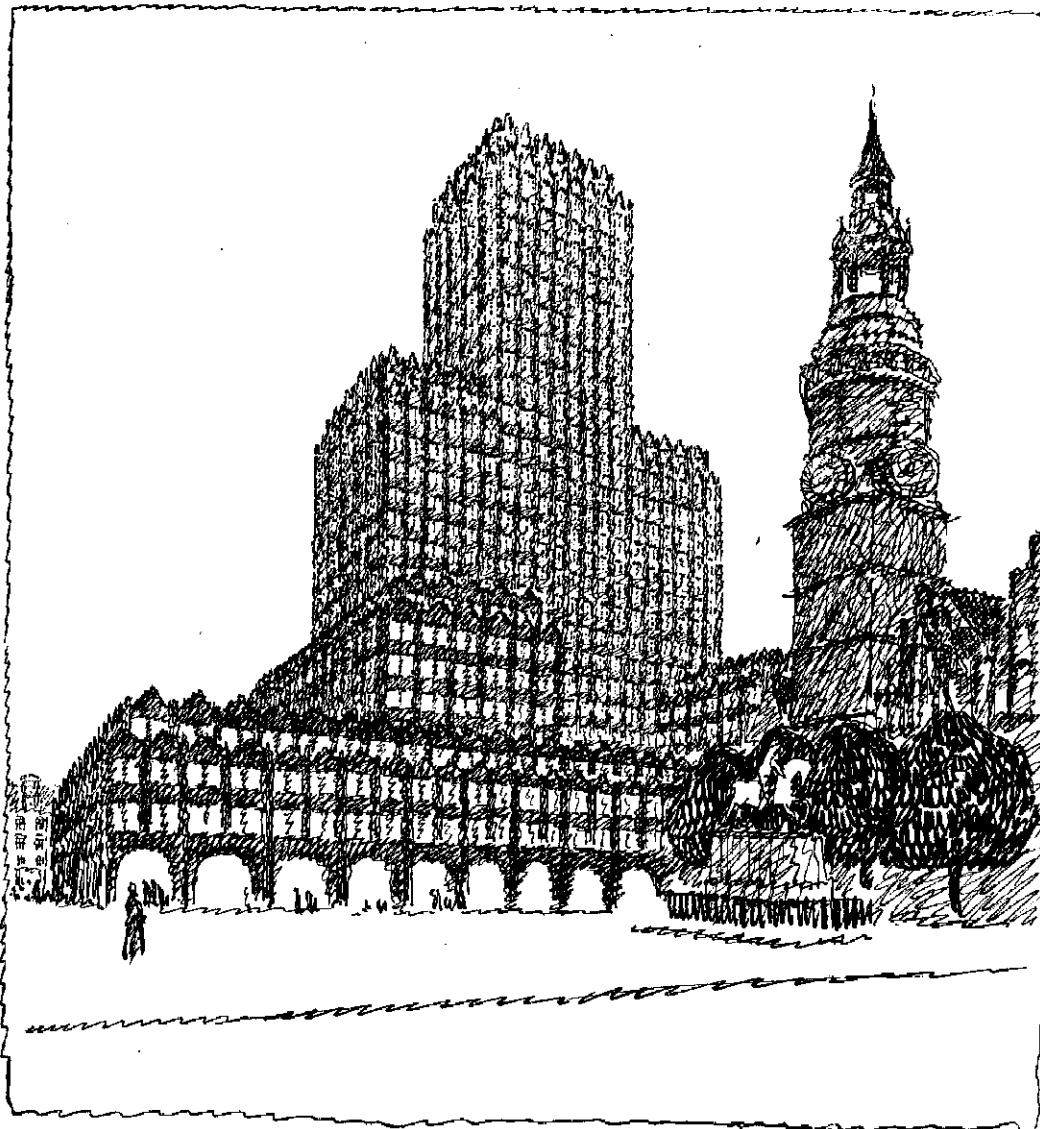
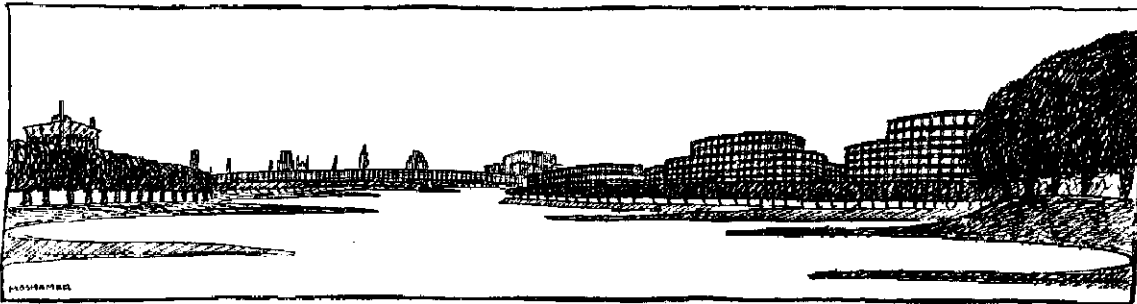
einheitlichen Charakter vom Scheitel bis zur Sohle zum Ausdruck bringen. Man denke an die Einheitlichkeit des Rhythmus vom Fundament bis zur Spitze der gotischen Dome (Straßburger Münster, Kölner Dom), der indischen Pagoden und Tempelbauten, und man wird auch bei den Hochhäusern sich von gesuchten und gewollten Zusammenstellungen, Turm-, Giebel-, Säulen- usw. Motiven abwenden. Karl Scheffler hat in seiner »Modernen Baukunst« gefordert, daß Uniformität das Prinzip der modernen Stadthauswohnung sei. Sie sei eine Folge des allgemeinen Bedürfnisses und müsse auch folgerichtig im Äußeren zum Ausdruck kommen; gleiche Höhe der Dachgesimse, der Stockwerke, Fensteranordnung, Erkervorsprünge usw. Wenn die Häuser im Rohbau ständen, könne man diese wahren Tendenzen der Stadthausarchitektur noch erkennen. Die Unnatur, die Entstellung erfolge erst durch das Streben des Unternehmers nach »Individualismus«, ein Haus vom Nachbarhaus zu unterscheiden. In den verschiedensten Dachformen mit Türmchen, Giebelchen, Fenster- und Türverdachungen, mit dem ganzen Rüstzeug der akademischen Stilwissenschaften, Antike, Renaissance, Gotik bis zum Jugendstil würde das überall gleiche Baugerippe weggetäuscht.

Die Forderung der Uniformität gilt in noch höherem Maße, wenn die Straßenwände aus Geschäftshäusern bestehen. Auf der Straße, dem Fahrdamm, dem Bürgersteig ist die Unruhe, die Bewegung der Menschen, Fuhrwerke, der Straßenbahn; sie ist zum einheitlichen Bilde eines Farben- und Formwirbels zusammengefaßt in der die Gesamtfläche der unteren Straßenwandungen einnehmenden Verschiedenartigkeit der Auslage der Läden, der Geschäfts- und Reklameschilder. Über diesen auf und an der Straße wirbelnden Strom des geschäftlichen Lebens müssen sich in steinerner, ewiger Ruhe die Wände der Hochhäuser erheben, einschließend und herabblickend, wie die Felsen auf den zu ihren Füßen rauschenden Gebirgsbach. Auch im äußeren Stadtbild werden diese im Innern der Geschäftsstadt aufragenden Hochhäuser die »Stadtkrone« bereichern und verstärken.

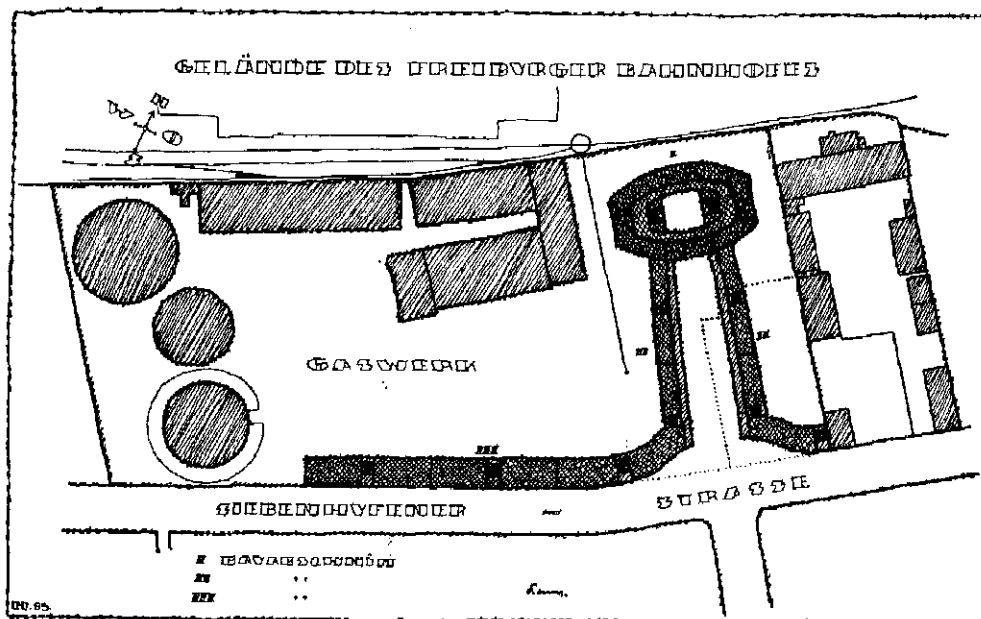
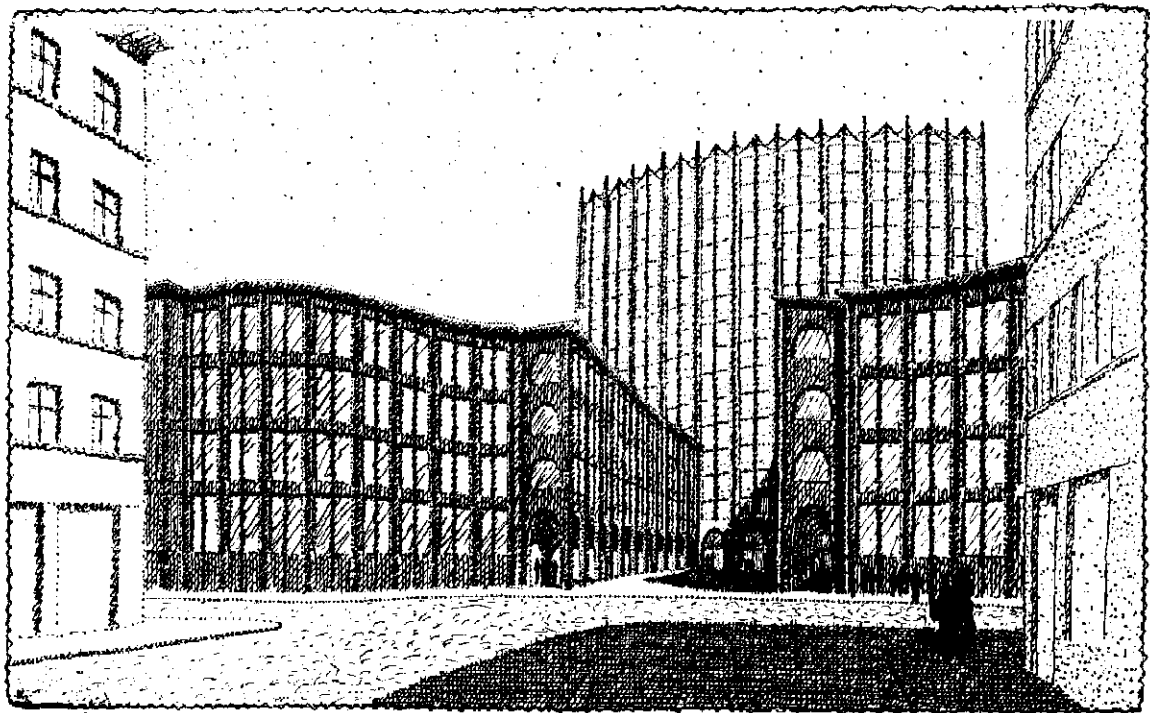
Auch das Bedenken, daß eine Steigerung der Grund- und Bodenpreise eintreten könne, sollte in einem Lande, in dem es möglich war, ein der Geldentwertung entsprechendes Wachsen der Mieten zu verhindern, nicht mehr diskutiert werden. Wenn die Hochhäuser nur an besonderen Stellen unter ganz bestimmten Bedingungen von Fall zu Fall zugelassen werden, wird es nicht schwierig sein, eine für solche Fälle sich ergebende Steigerung des Bodenwertes der Allgemeinheit zuzuführen.

Auf die Bedeutung der Errichtung der Geschäftshochhäuser zur Linderung der Wohnungsnot soll hier nicht näher eingegangen werden. Diese Frage ist an anderer Stelle (Zeitschrift »Stadtbaukunst«, Heft 7/8 1920, Architekturverlag »Zirkel«, Berlin W, Wilhelmstraße 48, und Ostdeutsche Bauzeitung 17. Jahrg. 1920 Nr. 63) von mir ausführlich behandelt worden. Nur eines sei erwähnt. Durch die Errichtung solcher Geschäfts- und Verwaltungshochhäuser werden Tausende von Wohnungen frei, die bis jetzt Geschäfts- und Verwaltungszwecken dienen, die in Grundrißanordnung mit allen zum Bewohnen erforderlichen Einrichtungen versehen, mit Installation, Kanalisation, Beleuchtung usw., an ausgebauten Straßen fertig zum Greifen daliegen, während für Neubauten erst geeignetes Gelände gesucht und erschlossen, Bebauungspläne aufgestellt, Straßen mit Bewässerung und Kanalisation, elektrische Beleuchtung und Gaszuführung angelegt, Verkehrsverbindungen erst geschaffen werden müßten. Bedenkt man ferner, daß durch die Möglichkeit konzentrierter Bauarbeits- und Materialbeschaffungsmethoden unter Ersparung an Material und Arbeitskraft solche Hochhäuser in kürzerer Zeit und billiger zu errichten sind, als die ihnen entsprechende Anzahl Einzelwohnhäuser, so ergibt sich, daß die Errichtung der Hochhäuser auch zugleich die schnellste, billigste und günstigste Linderung der in den größeren Städten erschreckend zunehmenden Wohnungsnot bedeutet.

Das zukünftige Großstadtbild Deutschlands wird von dem Großstadtbild Amerikas im wesentlichen verschieden sein. Während Amerika im Geschäftsteil der Stadt regellose Häufung und gegenseitige Beeinträchtigung ins Riesenhafte aufsteigender Steinmassen zeigt, wird Deutschland im geregelten Rhythmus den Stadtaufbaugedanken des Mittelalters, bei dem die Wohnhausmassen Maßstab der Monumentalkirchen waren, in steigender Richtung weiterentwickeln, daß in der Geschäfts- und Verwaltungsstadt das heutige normale Geschäftshaus Maßstab für die monumentalen Hochhäuser wird, unter gleichzeitiger Erreichung einer Sanierung und einer Auseinanderziehung des Verkehrs. Also im Geschäftszentrum Dezentralisation in der Zentralisation.

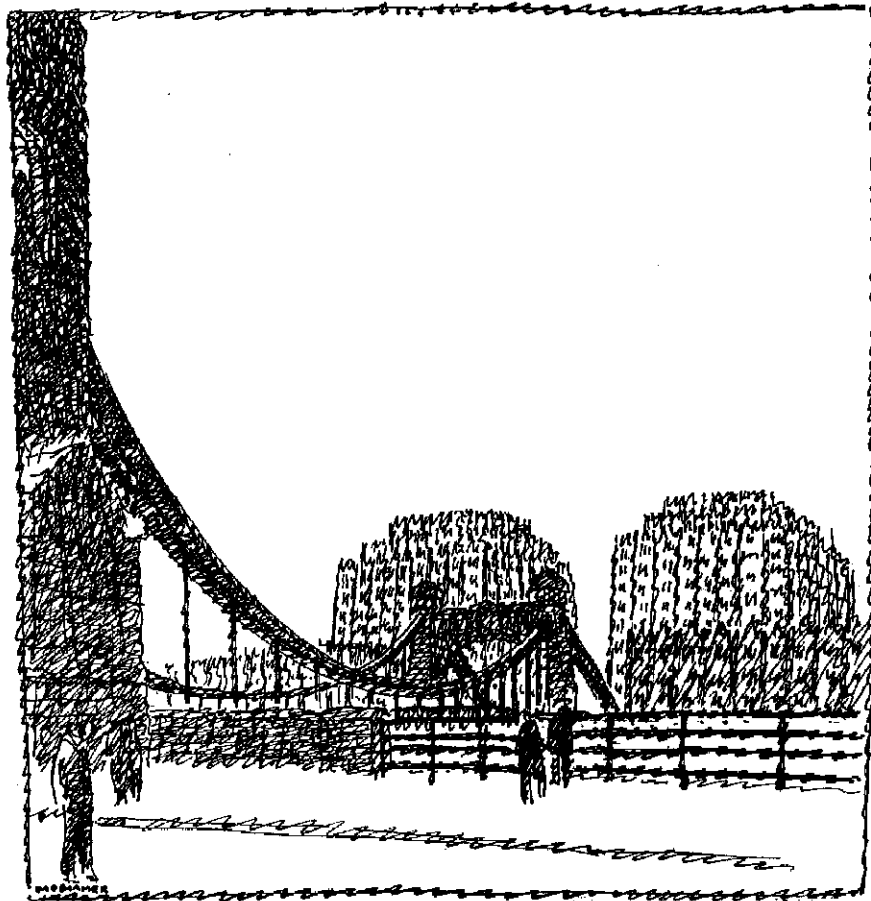
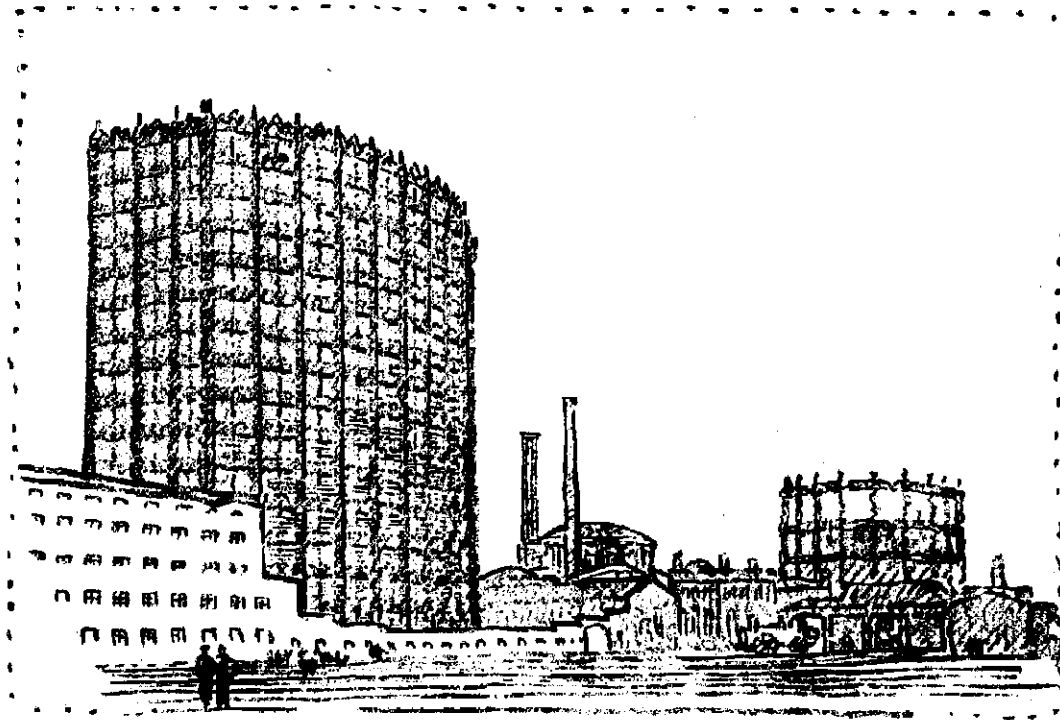


Max Berg, Breslau  
Breslau mit Hochhäusern von der Oder aus gesehen, rechts zukünftiges Hochschulviertel  
Entwurf zu einem Geschäfts- und Verwaltungshochhaus in Breslau im Anschluß an das alte Rathaus  
Mitarbeiter: Ludwig Moshamer

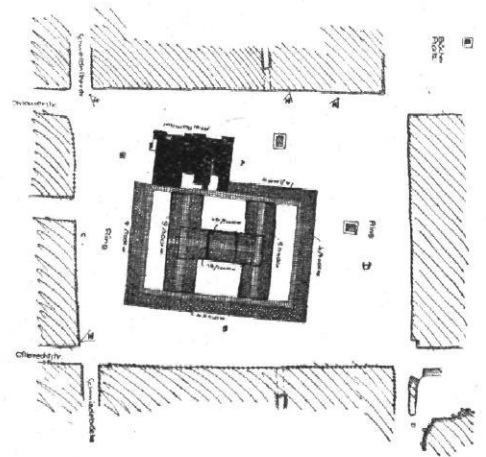
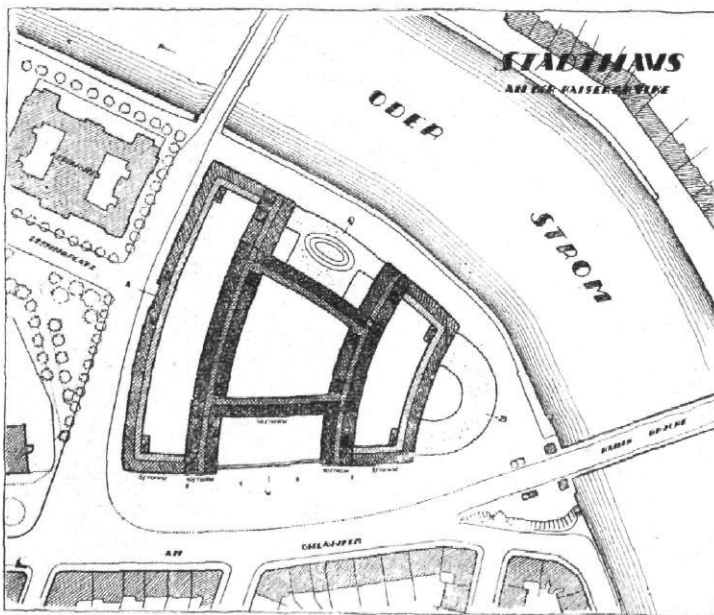
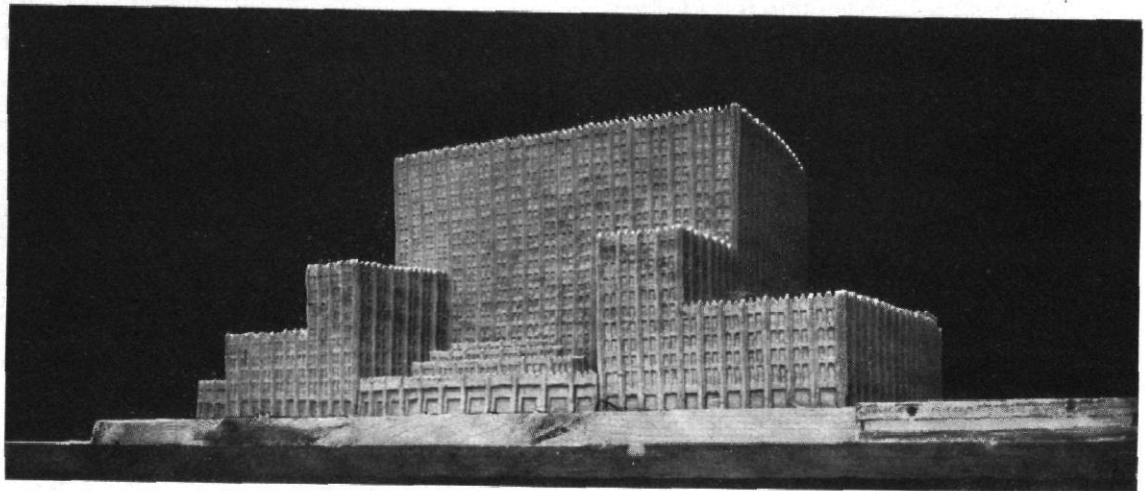
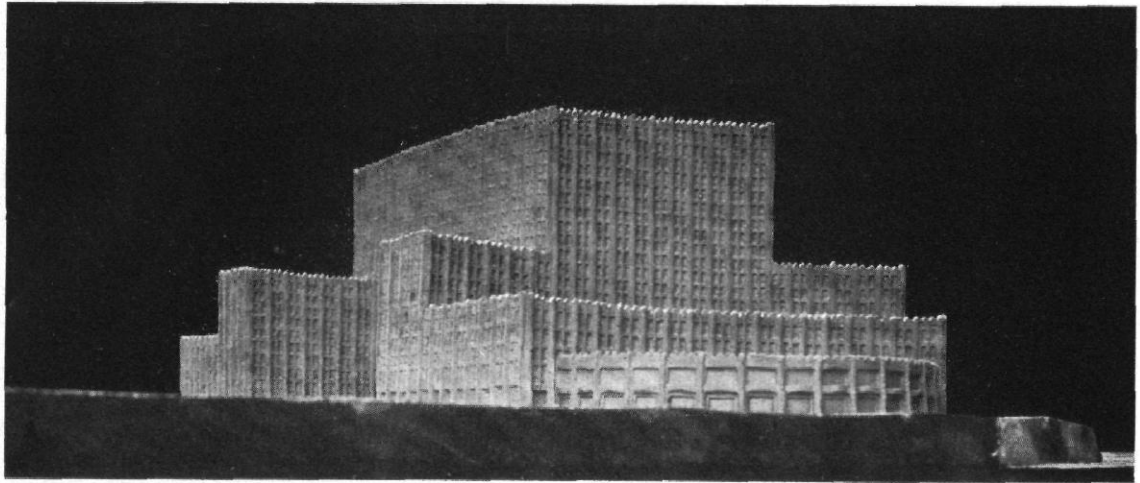


Lageplan

Max Berg, Breslau  
 Geschäftshochhaus für die Betriebsverwaltungen in der Siebenhutenerstraße  
 Mitarbeiter: Richard Konwiarz



Max Berg, Breslau  
 Entwurf zu einem Geschäftshochhaus für die Betriebsverwaltungen in der Siebenhutenerstraße,  
 vom Gelände des Freiburger Bahnhofes aus gesehen  
 Mitarbeiter: Richard Konwiarz  
 Entwurf für den südlichen Brückenkopf der Kaiserbrücke  
 Mitarbeiter: Ludwig Moshamer



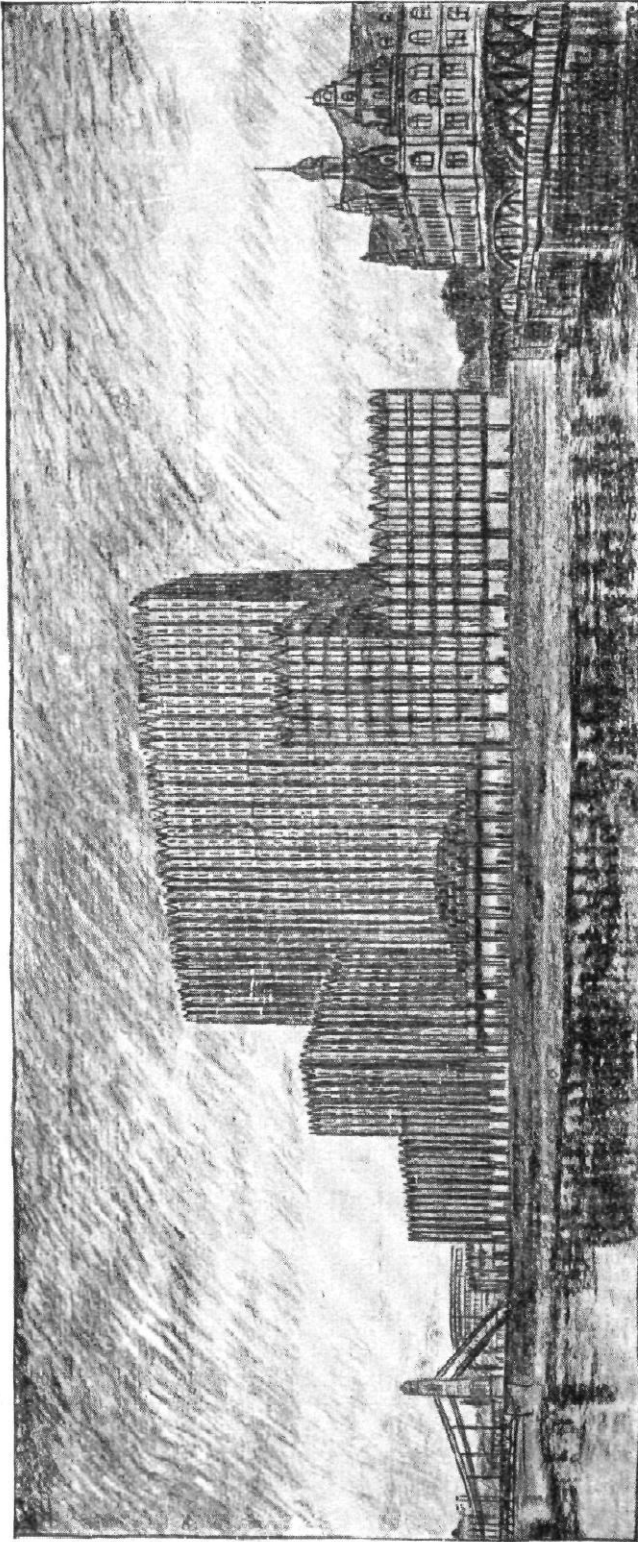
Grundriß des Geschäftshochhauses am Lessingplatz

Grundriß des Geschäftshochhauses am Ring

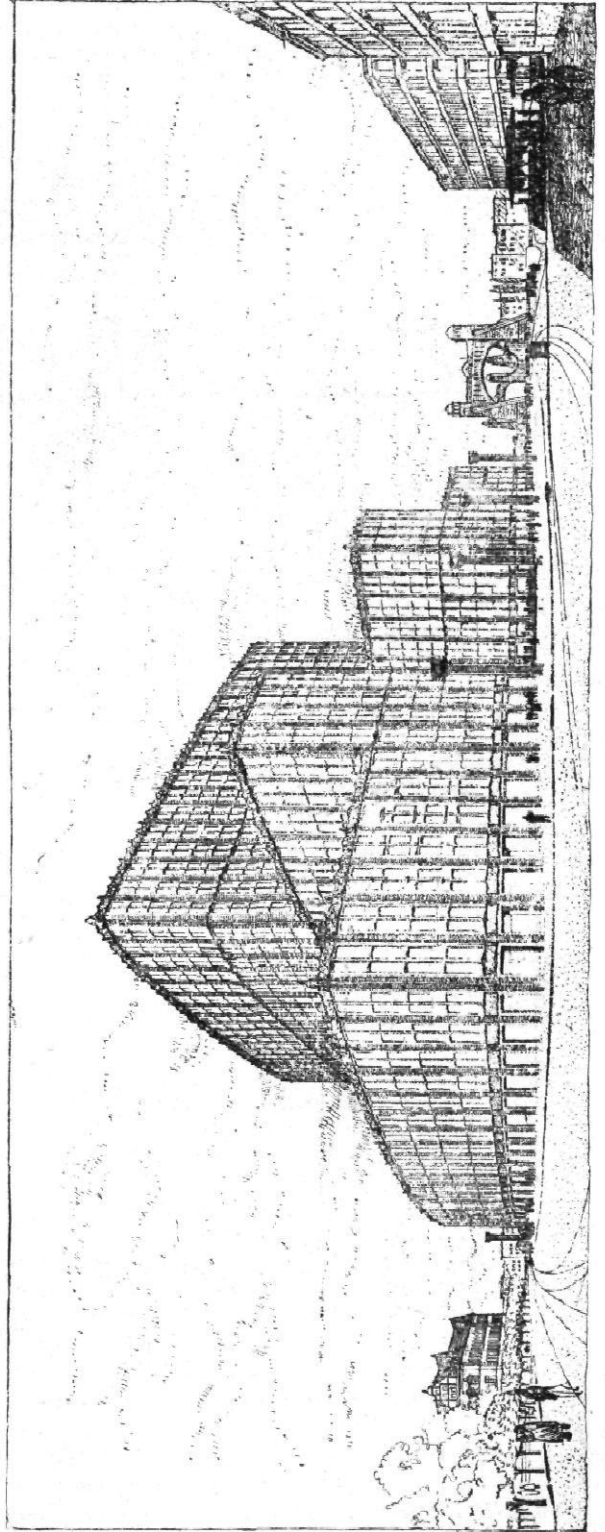
Max Berg, Breslau  
 Entwurf für ein Geschäftshochhaus am Lessingplatz in Breslau  
 Oderseite, Modellskizze  
 Entwurf für ein Geschäfts- und Verwaltungshochhaus am Lessingplatz in Breslau  
 Modellskizze

Mitarbeiter: Richard Konwiarz

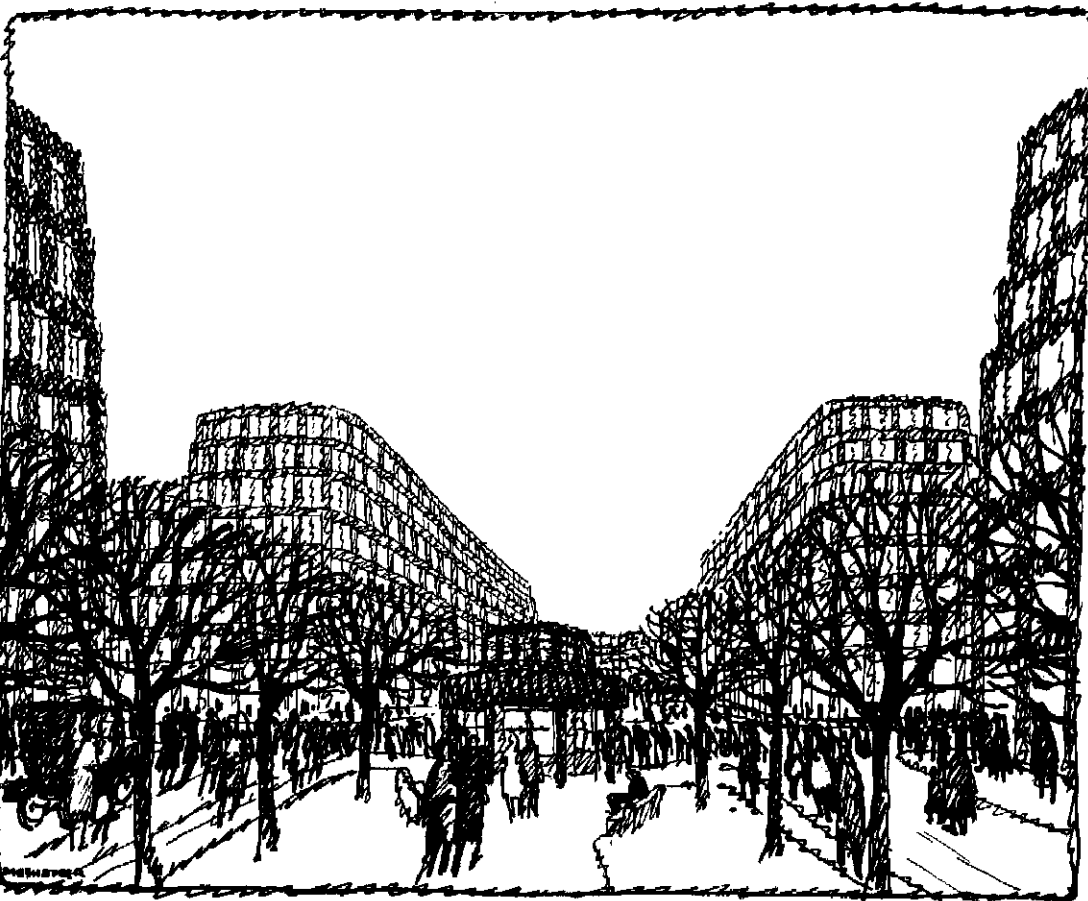
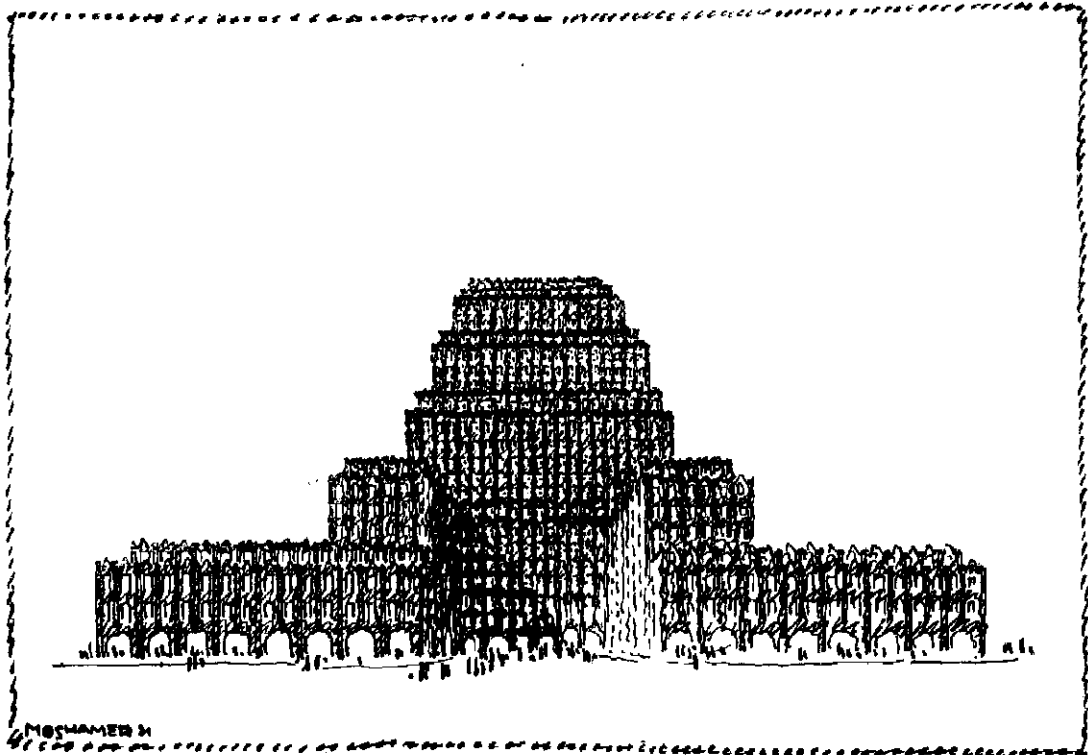




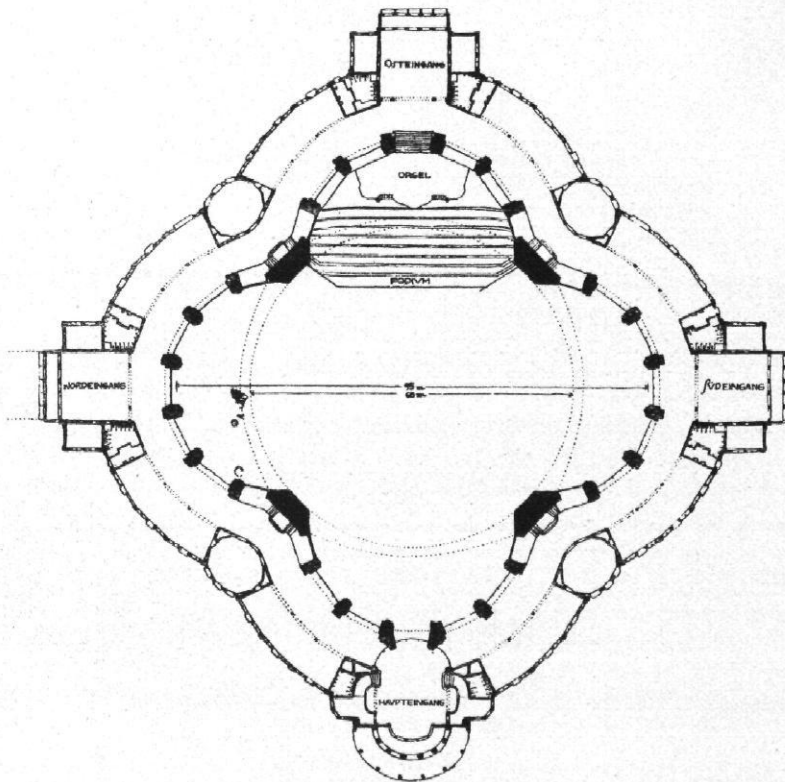
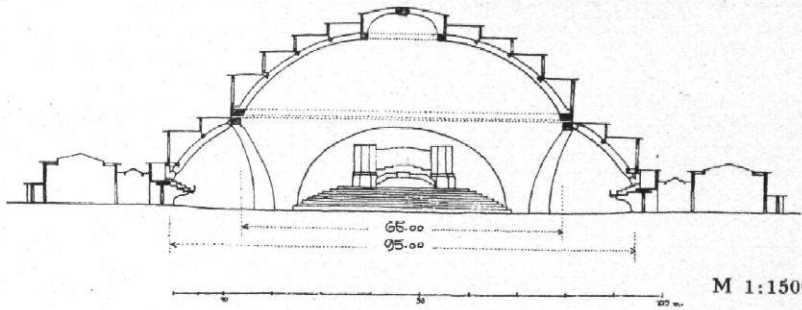
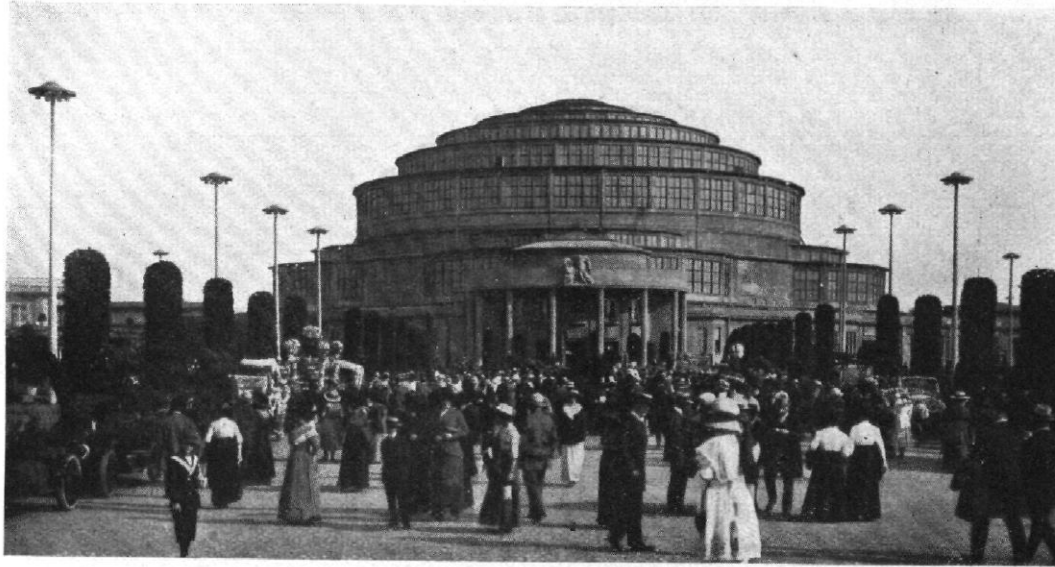
Oderansicht



Stadtansicht  
Max Berg, Breslau



Max Berg, Breslau  
 Entwurf zu einem Geschäfts- und Verwaltungshochhaus in Breslau auf dem Ring  
 Entwurf einer Kreuzung zwei Verkehrsstraßen in der sanierten Altstadt Breslaus  
 Mitarbeiter: Ludwig Moshamer



Max Berg, Breslau  
Jahrhunderthalle, Breslau

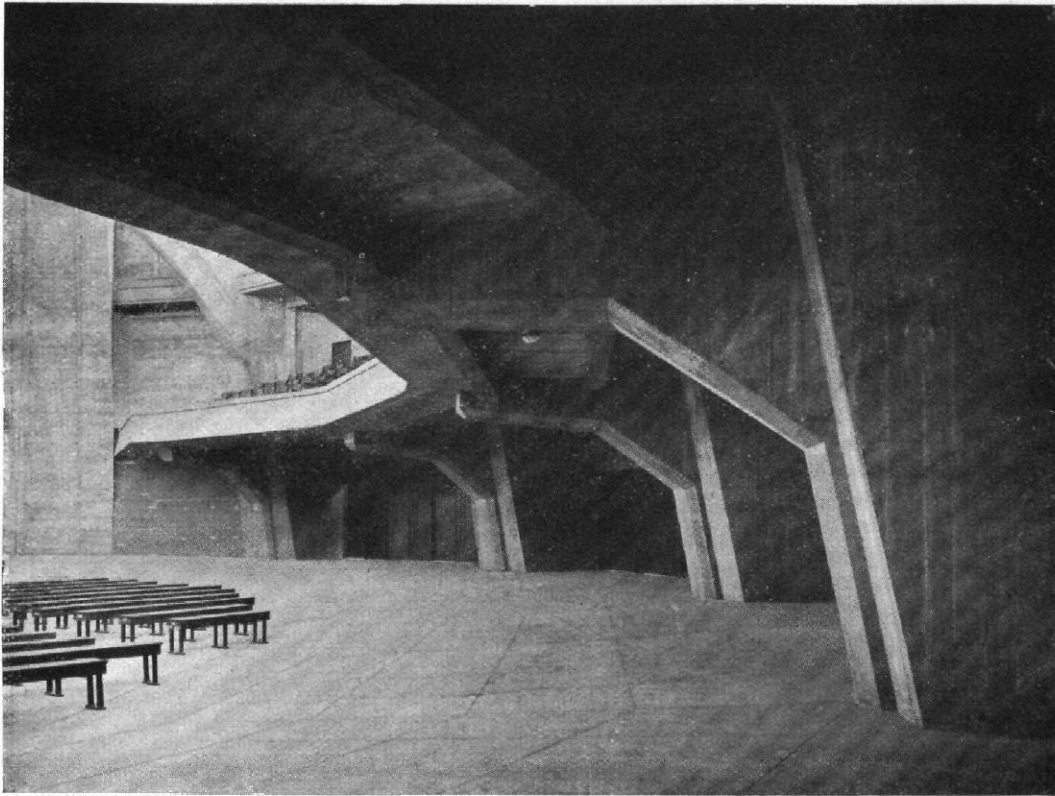


Haupteingang



Kuppelhalle

Max Berg, Breslau  
Jahrhunderthalle, Breslau

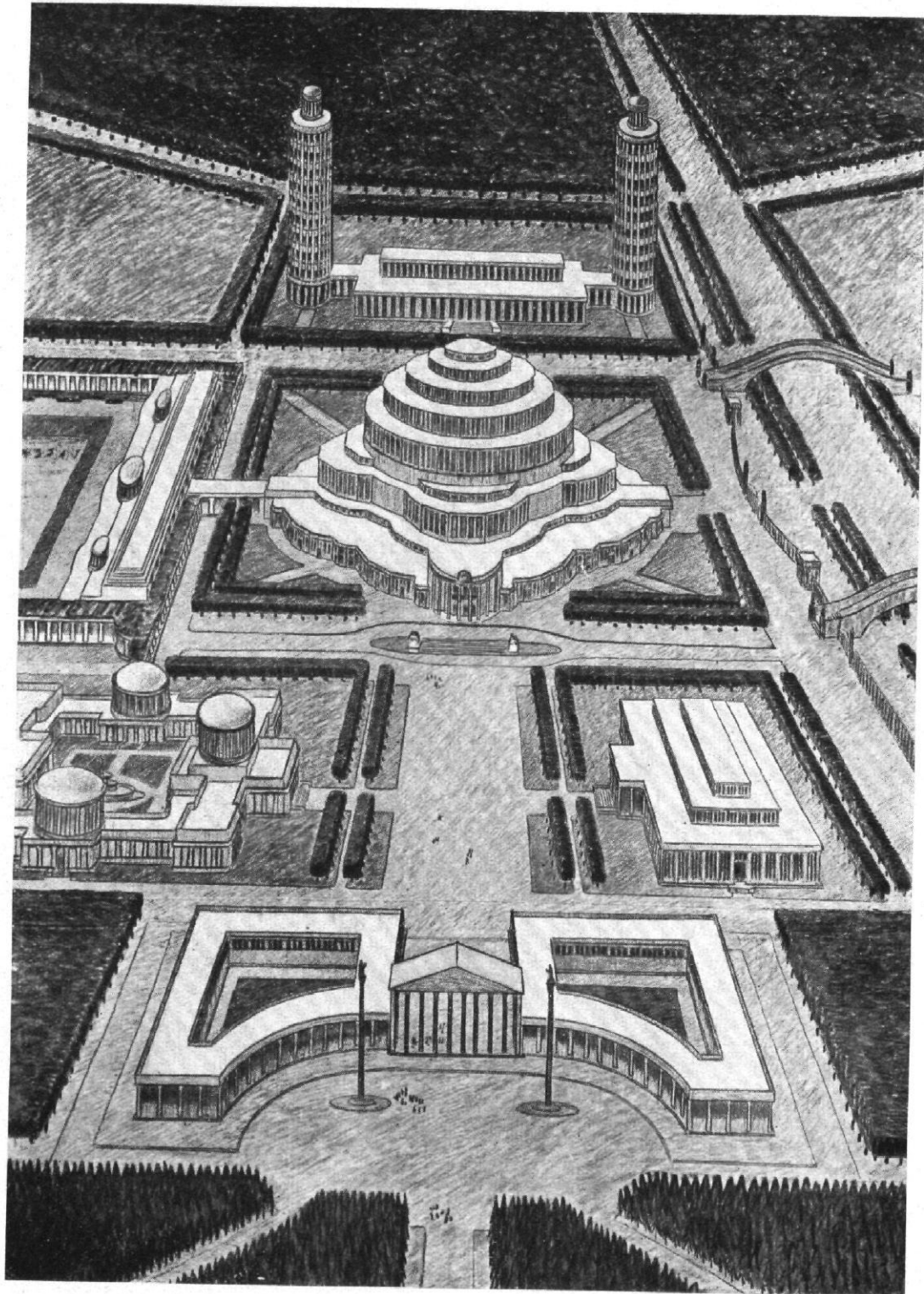


Empore

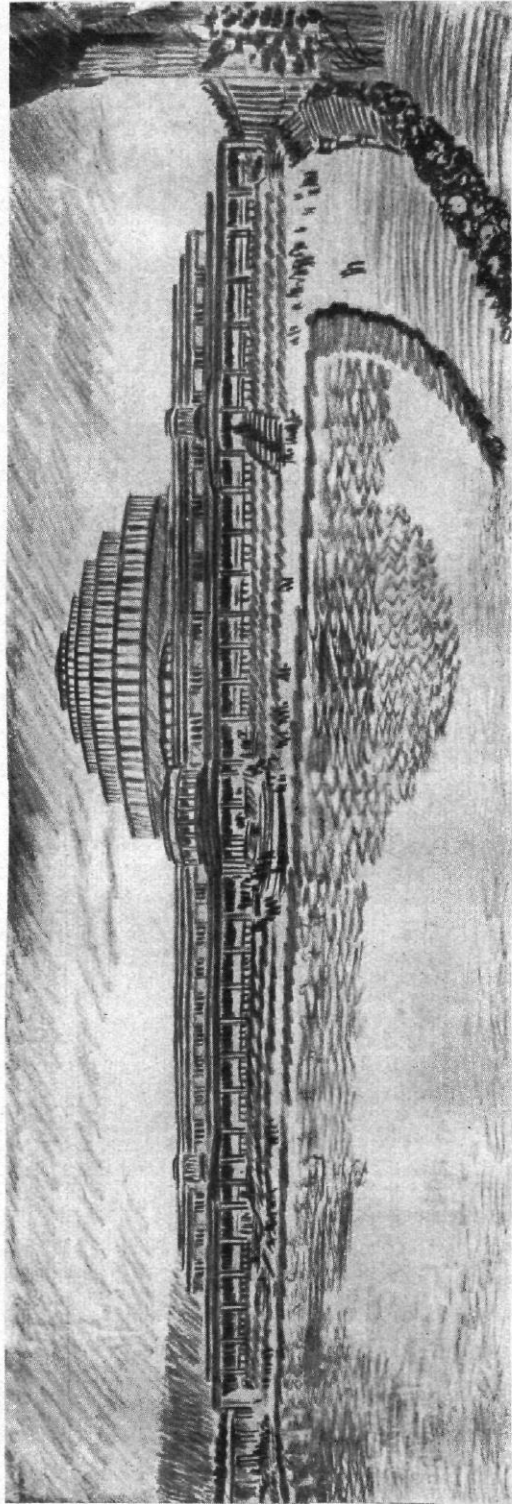
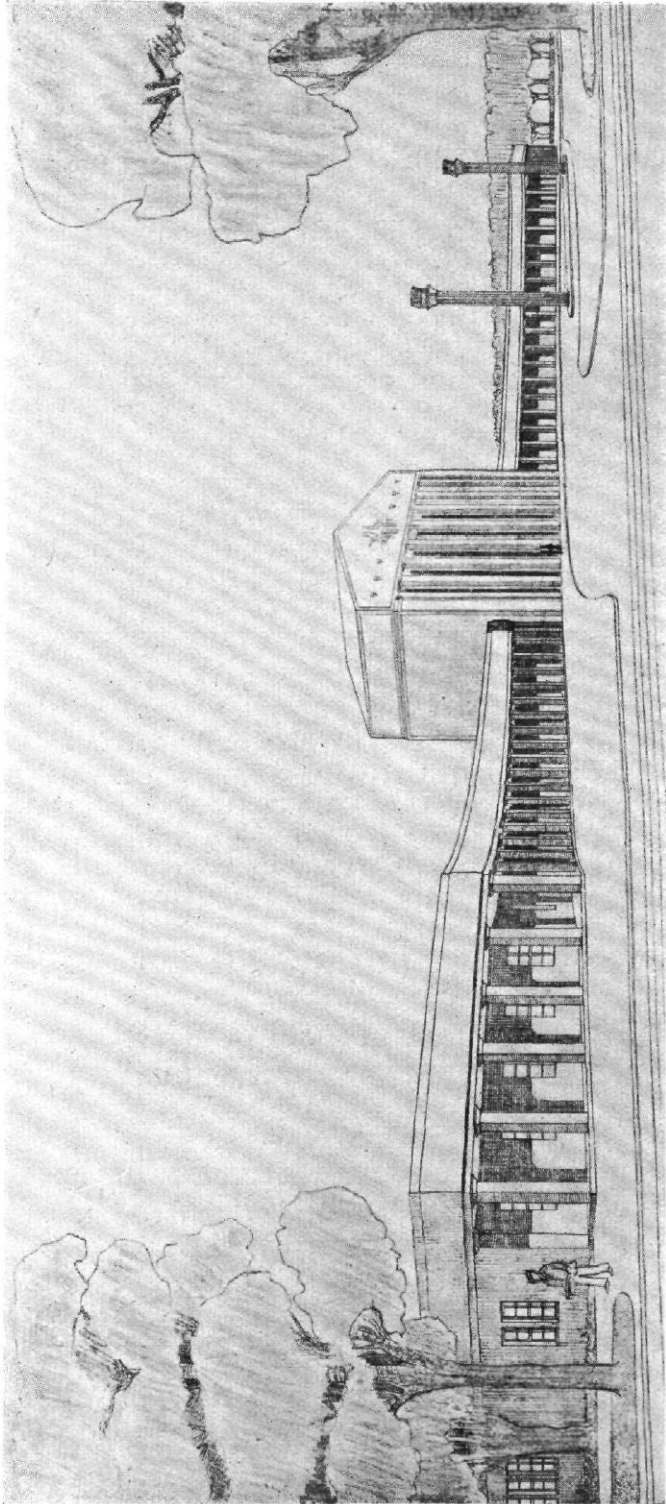


Gürtelbau im Innern

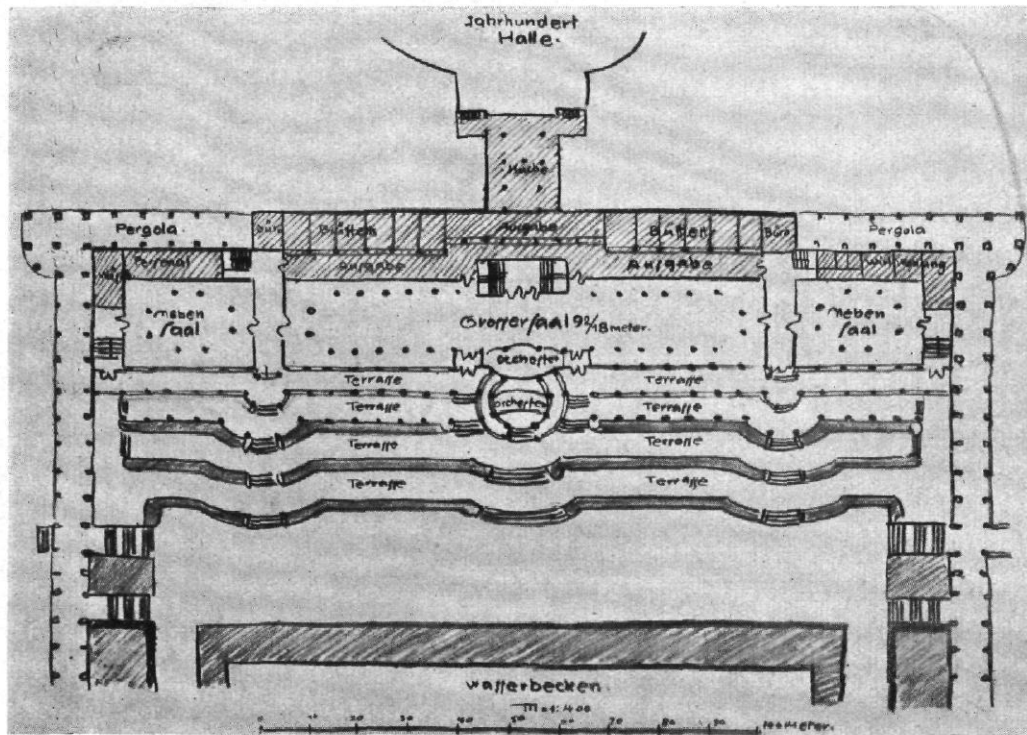
Max Berg, Breslau  
Jahrhunderthalle, Breslau



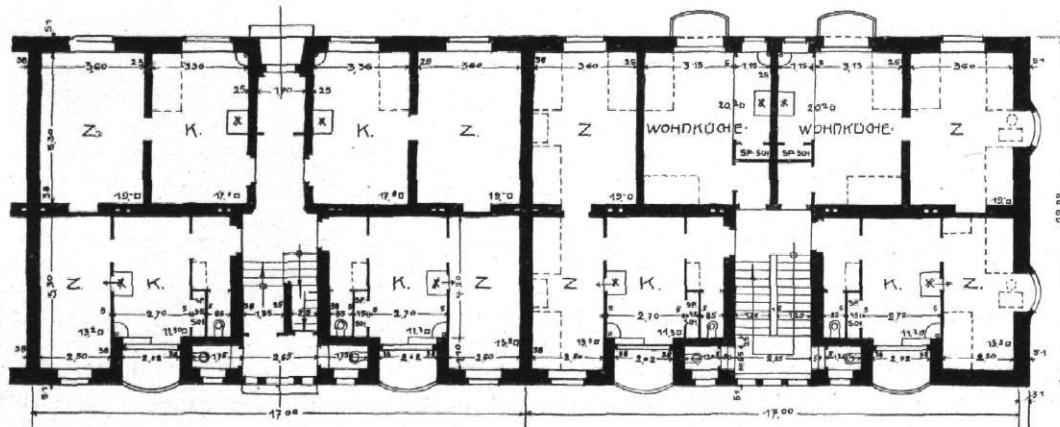
Max Berg, Breslau  
Vorschlag für die Bebauung des Ausstellungsgebäudes in Scheitnig



Max Berg, Breslau  
Haupteingang zum Ausstellungspark  
Entwurf zum Ausbau des Hauptrestaurants auf dem Ausstellungsgelände



M 1 : 1500



Erdgeschoß, M 1 : 250

Max Berg, Breslau  
 Ausbau des Hauptrestaurants in Breslau  
 Gotthilfstiftung in Gräbschen



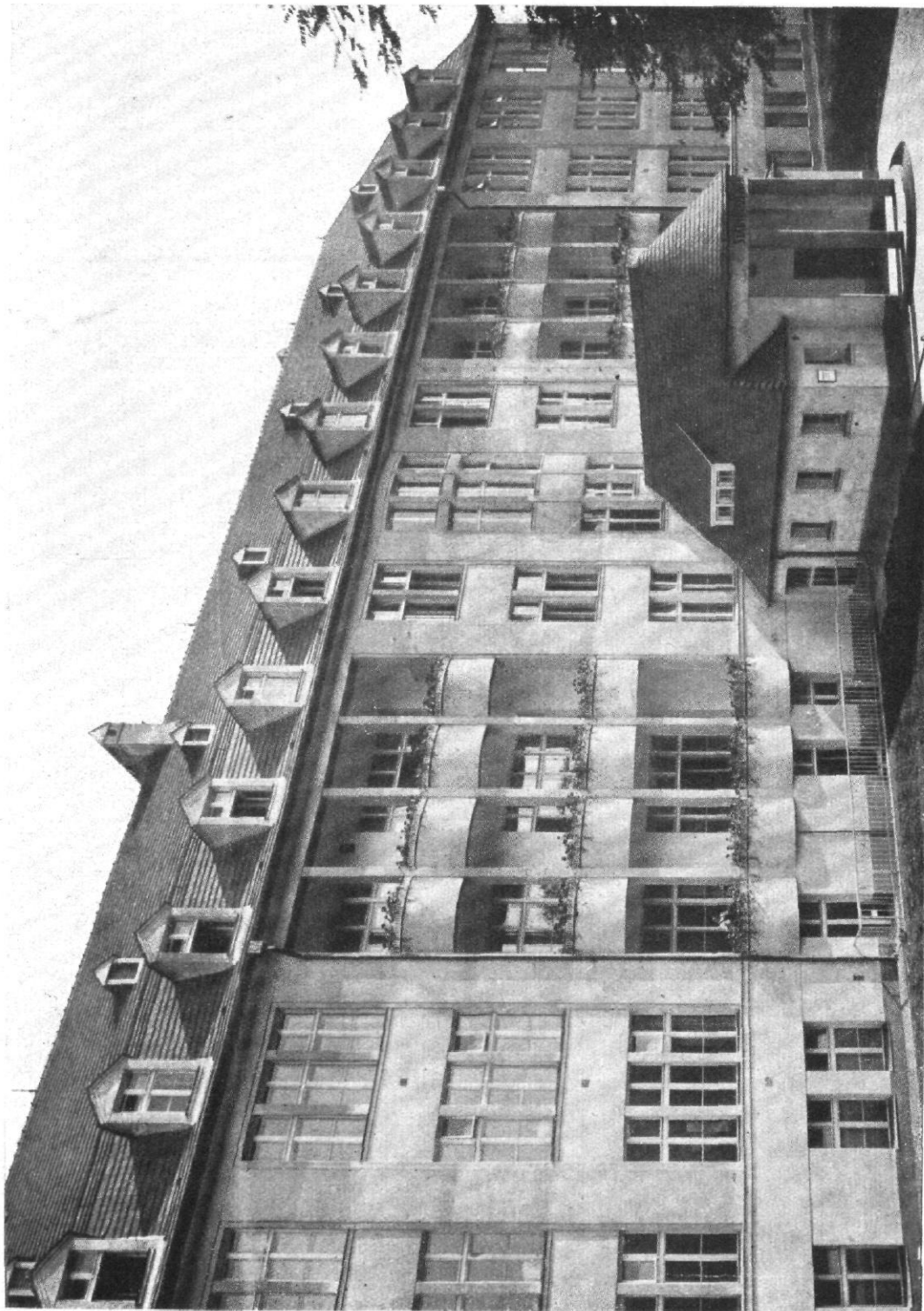


Straßenansicht



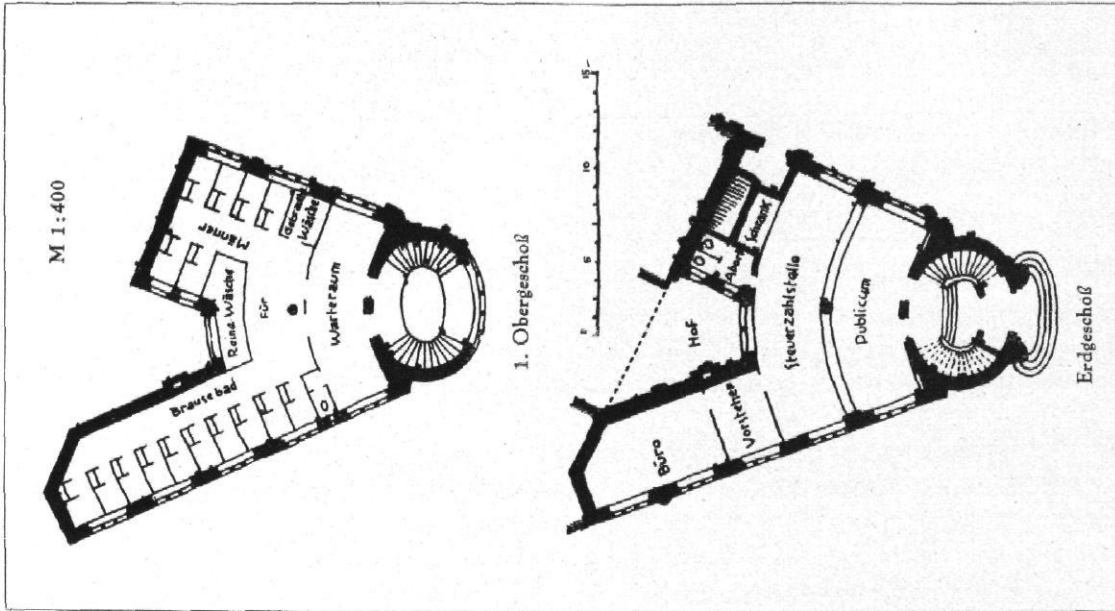
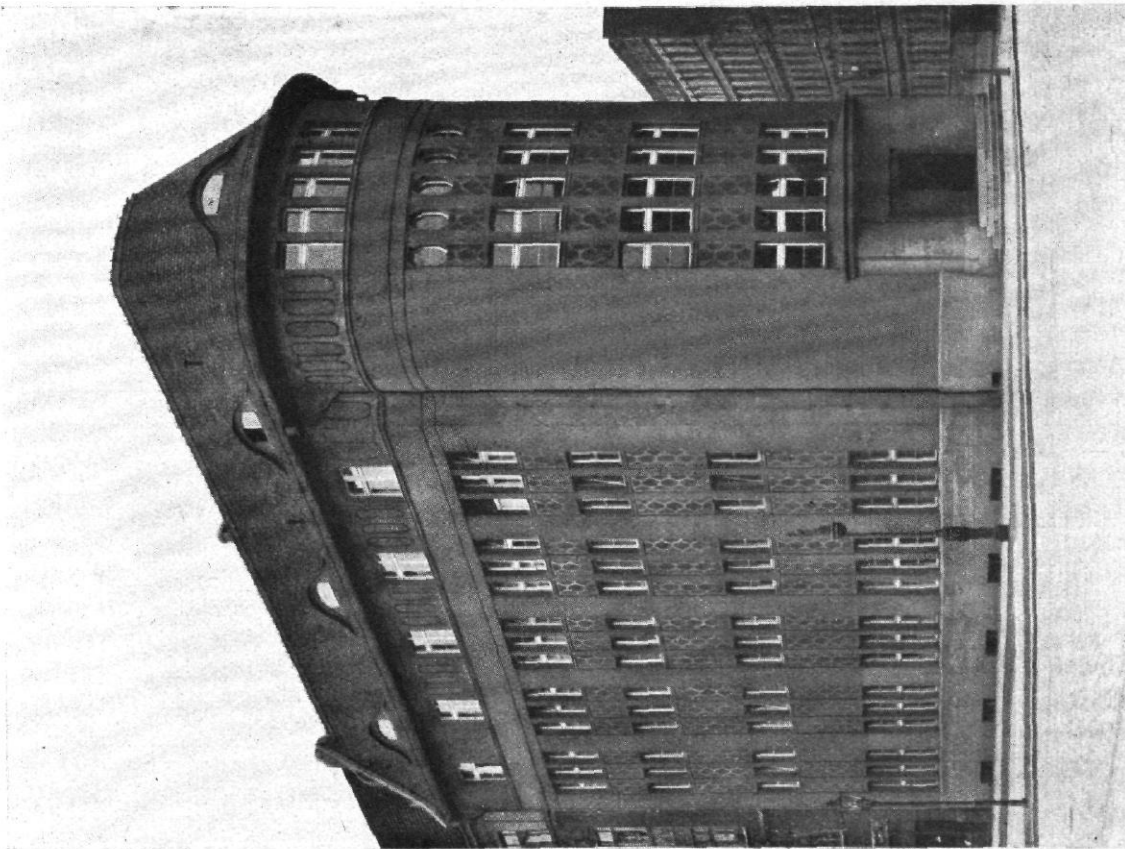
Gartenansicht

Max Berg, Breslau  
Gotthilfstiftung in Cräbschen

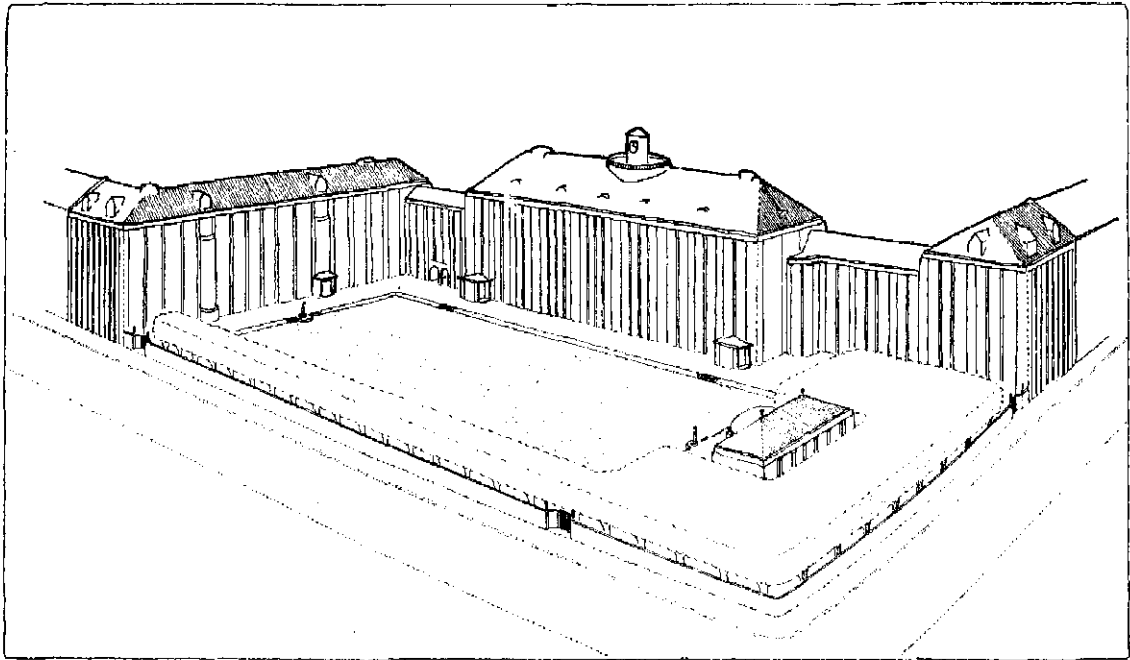


Hauptansicht

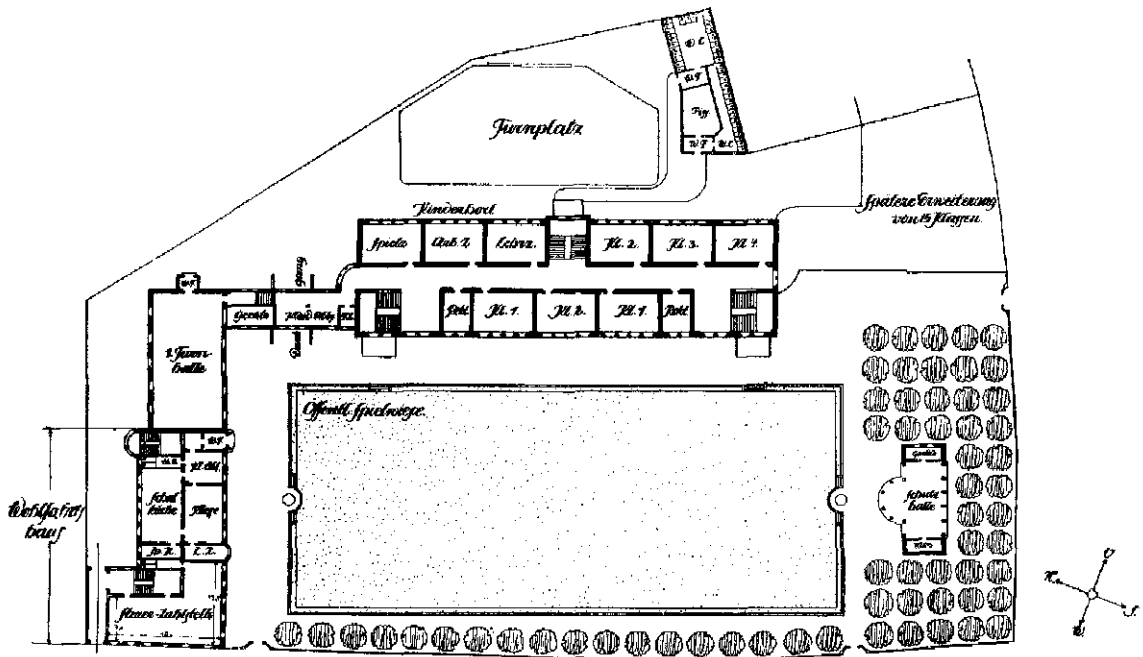
Max Berg, Breslau  
Städtisches Säuglingsheim, Breslau



Max Berg, Breslau  
 Städtisches Wohlfahrtshaus in der Thiergartenstraße in Breslau

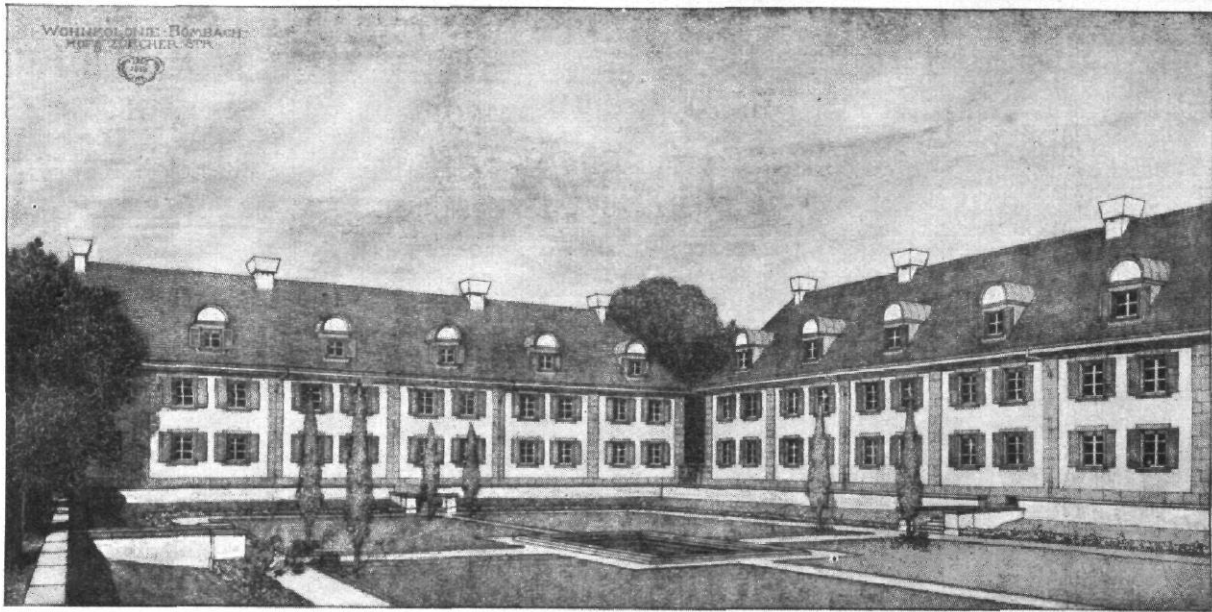


Schaubild



Erdgeschoss, M 1 : 1200

Max Berg, Breslau  
 Volksschule mit Wohlfahrtshaus in Dürrgoy



Hof in der Zürcherstraße

## Wohnkolonie Bombach in Höngg bei Zürich.

Von Architekten G. Niedermann und K. Hippenmeier, Zürich.

In der Schweiz leiden besonders die größeren Städte unter dem Wohnungsmangel. Die private Bautätigkeit liegt vollständig darnieder, indem die heutigen hohen Baukosten, bedingt durch die stark angestiegenen Löhne und hohen Materialpreise, für Neubauten eine Rendite ausschließen. Zur Förderung der Hochbautätigkeit bewilligte daher der schweizerische Bundesrat mit Beschluß vom 31. Mai 1919 eine Summe von 10 Millionen für Beiträge à fonds perdu und außerdem 12 Millionen für Grundpfanddarlehen zu einem Zinsfuß von 4<sup>0/0</sup>. Daran war die Bedingung geknüpft, daß die Kantone eine ebenso große Leistung übernehmen. Maximal konnten Bund und Kanton Beiträge bis zu 30<sup>0/0</sup> à fonds perdu und 20<sup>0/0</sup> Grundpfanddarlehen gewähren (z. B. waren für rationelle Siedlungsprojekte im Sinne der Förderung des Kleinwohnungsbaues maximale Beiträge vorgesehen).

Damit war die Finanzierung von 50<sup>0/0</sup> der Baukosten gesichert, der Rest mußte einerseits durch Anzahlung des Bauherrn (max. 10<sup>0/0</sup>), anderseits durch die Banken übernommen werden.

Bei Verkauf des Objektes innerhalb 15 Jahren behielten Bund und Kanton ein Anspruchsrecht auf die Hälfte des realisierten Gewinnes. Unter Gewinn ist dabei die Differenz zwischen Verkaufspreis und Selbstkosten, und unter Selbstkosten der Betrag des Anlagewertes abzüglich der Leistungen von Bund und Kanton zu verstehen.

Bund und Kantone haben damit für das Jahr 1919 eine Summe von 44 Millionen Franken zur Hebung der Hochbautätigkeit ausgeworfen.

Diese Mittel wirkten belebend auf den genossenschaftlichen Wohnungsbau und insbesondere auf den Kleinwohnungsbau, und um diese Bestrebungen in gesunde Bahnen zu leiten, wurde der „Schweizerische Verband zur Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaues“ gegründet, dessen Vorsitz der Zürcher Stadtrat Dr. Klöti übernommen hat.

Ein Arbeitsausschuß, dem eine Reihe bekannter schweiz. Architekten angehört, befaßt sich mit Fragen der Typisierung, Finanzierung, Baugesetzgebung usw. Bereits sind auch in einer Anzahl

von Städten Lokalsektionen mit entsprechendem Wirkungskreis entstanden, so daß ein ersprießliches Arbeiten des Verbandes gesichert ist.

Für 1920 sind vom Bundesrat weitere 10 Millionen bewilligt worden, leider ohne eine entsprechende Summe für Grundpfanddarlehen. Da aber ohne diese nicht auszukommen ist, werden hierfür wohl die Banken aufkommen müssen.

Die vorliegende Wohnkolonie Bombach trägt ebenfalls gemeinnützigen Charakter und soll womöglich dieses Jahr mit der ersten Bauperiode begonnen werden.

Es würde zu weit führen, hier in extenso alle Grundsätze zu entwickeln, die für uns bei der Projektierung wegleitend waren. Sie decken sich ja in vielen Beziehungen mit den Anforderungen, die wir an Gartenstädte stellen und die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Nur einige wenige Punkte möchten wir etwas näher beleuchten.

Wir halten dafür, daß solche Vorstadtsiedelungen nur in größerem Rahmen erstellt werden sollten. Es wäre fehlerhaft — Beispiele fehlen leider nicht —, dieselben in kleinlichen Gruppen womöglich noch innerhalb der Mietshäuserzone zu verzetteln.

Es liegt ferner im Wesen des Kleinwohnungsbaues, und die heutigen Verhältnisse fordern es geradezu, daß das Reihenhaus an Stelle des Einzelhauses tritt, und daß wir im Interesse der Typisierung uns mit einer beschränkten Anzahl von Bautypen behelfen müssen.

Wir können also in einer solchen Siedelung nicht mehr auf die Wirkung des Einzelhauses abstellen, um so mehr als dasselbe ja einfachster Art sein wird, wohl aber können wir durch geschickte Gruppierung — und einzig und allein durch diese — der Siedelung einen freundlichen und anziehenden Charakter verleihen. Daraus ergibt sich, daß der Bebauungsplan mit viel Sorgfalt und Liebe aufgestellt werden muß, ja man kann ruhig sagen, daß seine Durcharbeitung schlechterdings nicht sorgfältig genug erfolgen kann. Nur dann wird es möglich sein, der Typisierung Rechnung zu tragen, ohne dadurch im großen Rahmen den Eindruck der Eintönigkeit und der unerträglichen, nichtssagenden Banalität zu erwecken.

Für die Kolonie Bombach steht ein sehr schön gelegenes, sonniges und gut eingerahmtes Gelände zur Verfügung, das ca. 5 km vom Zentrum der Stadt Zürich entfernt ist. Es liegt am östlichen Abhang des Limmattales inmitten von Wiesen und Kulturland, und bietet freie Aussicht auf das ganze Limmattal, die Stadt und die Berge. Auch sind in nächster Nähe schöne Wälder gelegen, so daß die Wohnbedingungen als sehr gute zu bezeichnen sind.

Die Hauptzugangsstraßen zur Kolonie sind vorhanden; es sind dies am Fuße derselben die Hauptstraße des rechtseitigen Talhanges des Limmattales, die Zürcher Straße und bergseits die Regensdorfer Straße. Durch das Herz der Kolonie zieht sich die ebenfalls schon bestehende Riedhofstraße. Das weitere Straßennetz erfuhr eine möglichst einfache Ausbildung unter tunlichster Benutzung der bestehenden Nebenstraßen und Flurwege.

Die Straßenbahn Zürich-Höngg in der Zürcher Straße reicht zurzeit bis auf etwa 700 m an die Kolonie heran, und dürfte in absehbarer Zeit bis über dieselbe hinaus verlängert werden.

Über die allgemeine Gruppierung der Kolonie gibt das allerdings erst generell entworfene Gesamtprojekt Aufschluß. Während der Hang zwischen Riedhof- und Zürcher Straße der Bebauung zugewiesen ist, bleiben die relativ ebenen Gebiete mit den eingestreuten Bauernhöfen zwischen der Riedhof- und Regensdorfer Straße der Landwirtschaft als unüberbaubar erhalten. Das dominierende Plateau des Riedhofes ist zum Zentrum der Kolonie ausgebildet worden. Dem alten Kern fügen sich seitlich neue, ruhige Baugruppen an, während, denselben vorgelagert, die öffentlichen Gebäude (Schulhaus, Kirche, Verkaufsläden etc.) die Kuppe des Hanges bekrönen. Unterhalb dieser Gebäudegruppen ist der Hang mit Bauverbot zu belegen, um die Freihaltung der Aussicht auf alle Zeiten zu sichern.

Der direkt an der Zürcher Straße anliegende Geländestreifen ist für die erste Bauperiode in Aussicht genommen und liegen hierfür Detail-Pläne vor. Westlich der Frankentalstraße ist auf der ebenen, wenig erhöhten Terrasse ein hufeisenförmiger, gegen die Zürcher Straße offener Gartenhof

projektiert, der jedem Häuschen die Sonne und die Aussicht frei hält. Mit der aus den Höhenverhältnissen sich ergebenden Stützmauer längs der Straße wird der Hof zusammengehalten.

Das östlich der Frankentalstraße liegende Gebiet wird durch ein der Konfiguration des Terrains folgendes, leicht geschwungenes Sträßchen erschlossen. Dieses Sträßchen erhält durch die bergseitige Böschung mit den überhöhten Häusern eine kräftige Betonung der Kurve und ist mit 4—6 Einfamilienhäuserblocks eingerahmt. Am unteren Ende liegt ein kleiner Wirtschaftshof, am oberen Ende ein Kehrplatz mit Aussichts-Terrasse. Längs der Zürcher Straße sind in diesem Abschnitt Doppel-Einfamilienhäuser projektiert.

Durchweg haben wir dem Prinzip nachgelebt, die Geländeform durch die Bebauung möglichst hervorzuheben und zu betonen; wir waren aber auch bestrebt, unruhige, gesuchte oder effekt-haschende Lösungen zu vermeiden, um eine harmonische und rhythmische Bebauung zu erhalten, wie es die Schönheit des Geländes, seine freundliche Lage und nicht zuletzt auch die in nächster Nähe liegenden, guten, alten Bauten erfordern.

Was die Bautypen selbst anbetrifft, so sind vorläufig ein 5 Zimmer-Einfamilienreihenhaus und ein Doppelfamilienhaus eingehend studiert worden. Wegleitend für die Projektierung der Wohntypen war der Grundsatz: Je kleiner das Haus, desto einfacher müssen Grundrisse und Außenbildung sein. Im ferneren haben wir Gewicht auf eine geräumige Wohnstube, nicht zu kleine Zimmer- und Etagenhöhen und auf gerade, gutbelichtete Treppenläufe gelegt. Wir können uns der leider stark verbreiteten Mode nicht anschließen, die aus zu weit getriebener Sparsamkeitsrücksicht die Treppen auf den kleinstmöglichen Raum zusammendrängt und dadurch unbequeme, zum Teil sogar gefährliche Vertikalverbindungen schafft. Der Bauorganismus soll klar und frei von jeder Künstelei sein und ein gewisses Minimum von Komfort bieten.

Bei den um den Schmuckhof gruppierten Häuschen war ein direkter Ausgang in den Hof nicht erwünscht, um so mehr als das Pflanzland auf der Eingangsseite der Häuser liegt. Es wurde hier ein Windfang mit direktem Zugang zum Keller angelegt. Beim Doppel-Einfamilienhaus ist es gelungen, durch zweckmäßige Anlage der Treppe die Ein- und Ausgänge so zu gruppieren, daß für die Wohnräume das Eindringen von Zugluft oder Kälte ausgeschlossen wird. Außerdem ist auch hier der direkte Zugang vom Garten zum Keller erreicht.

Für die Heizung sind Kachelöfen mit Kochgelegenheit vorgesehen. Für jede Familie ist genügend Pflanzland für den eigenen Gemüsebedarf vorhanden. Außerdem ist es bei der Lage der Kolonie inmitten der Landwirtschaft ev. Reflektanten natürlich leicht möglich, weiteres Pflanzland zu mieten.

Es ist ferner getrennte Kanalisation für Regen- und Schmutzwasser einerseits, für das Abortwasser andererseits vorgesehen. Das letztere wird in Sammelgruben geleitet und bleibt somit für Düngezwecke verfügbar.

Im Maßstab 1 : 100 haben wir ferner noch ein Sechsfamilienhaus mit 3 und 4 Zimmerwohnungen dargestellt, das in zweckmäßiger Verbindung mit den Einfamilienreihenhäusern gute, ruhige Baugruppen ergibt.

Zum Schlusse möchten wir noch einige Angaben über die Kosten machen, wie sie auf Grund detaillierter Kostenberechnungen festgestellt wurden.

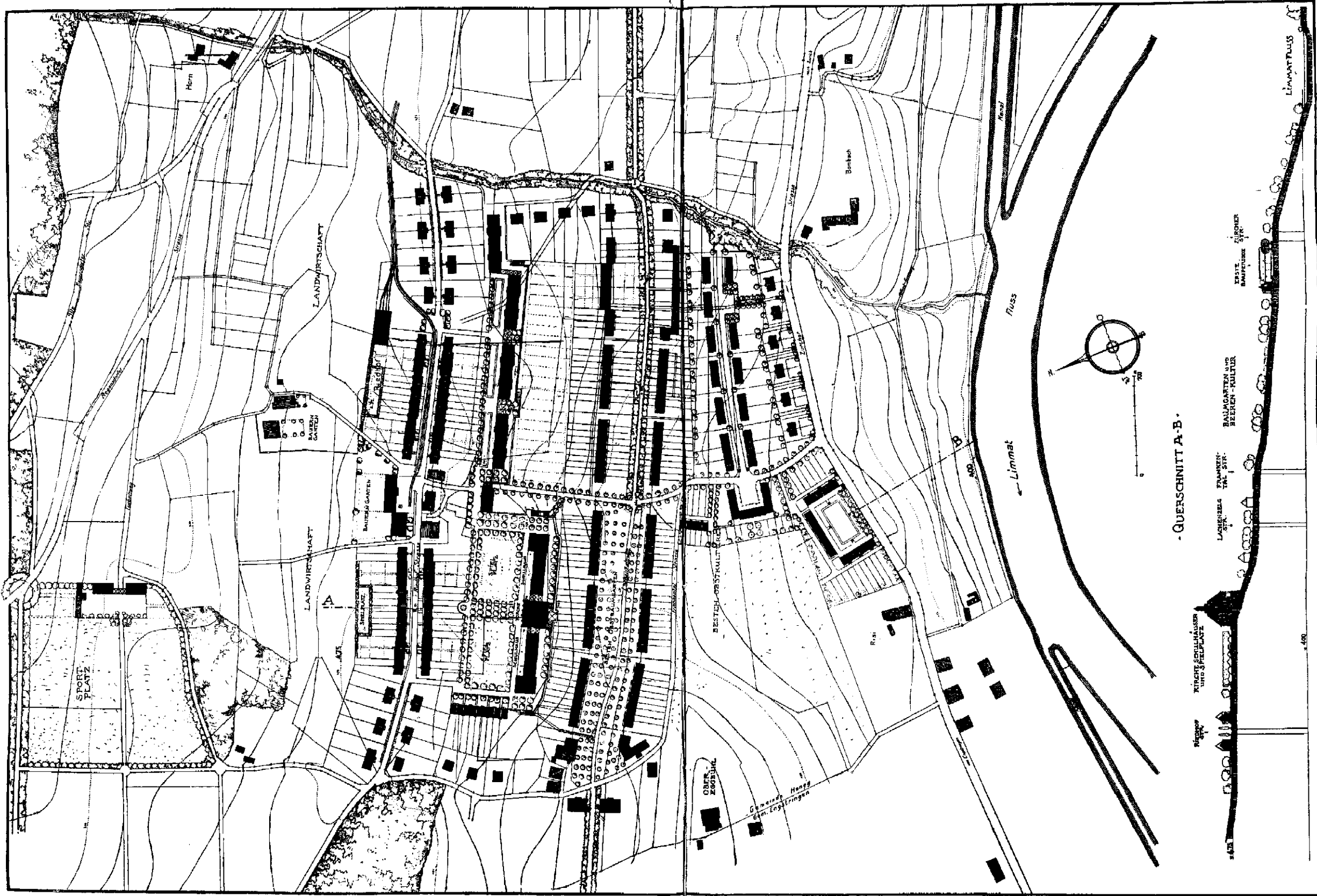
Betrachten wir zu diesem Zwecke die Baugruppe mit Schmuckhof an der Zürcher Straße.

Hier kommt ein eingebautes Reihenhaus, alles inbegriffen auf rund Frk. 52000 zu stehen; ein Eckhaus auf Frk. 57000. Bringen wir hiervon die Subvention von Bund und Kanton im Betrage von 30% in Abzug, dann stellen sich die Kosten noch auf rund Frk. 36400 bzw. Frk. 39900.

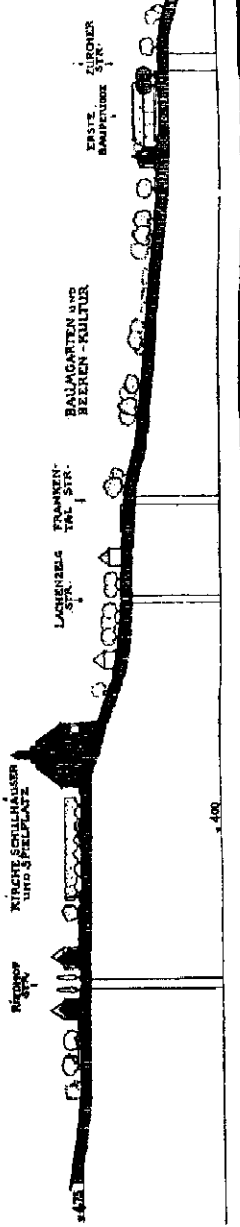
Hieraus ergibt sich unter Einrechnung von  $\frac{1}{2}\%$  Amortisation ein Jahreszins von Frk. 2200 bzw. Frk. 2400.

Diese im Vergleich zur Vorkriegszeit hohen Zinse bewegen sich aber in Grenzen, die der Lage des Wohnungsmarktes in Zürich entsprechen. In der Tat beträgt hier der durchschnittliche Mietpreis für eine 5 Zimmerwohnung Frk. 2200—2800!

WOHNKOLONIE BOMBACH



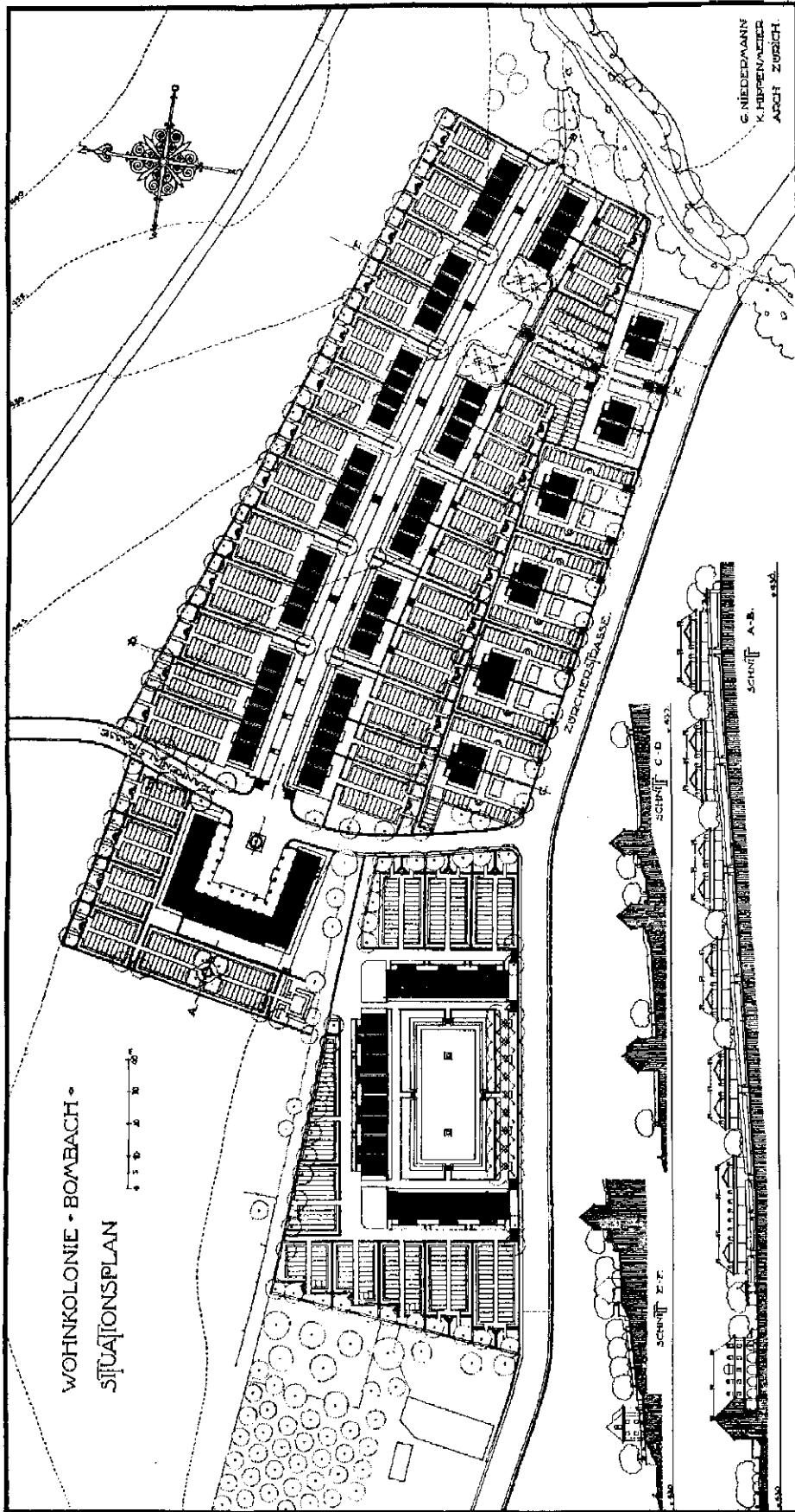
QUERSCHNITT A-B



M 1 : 4000

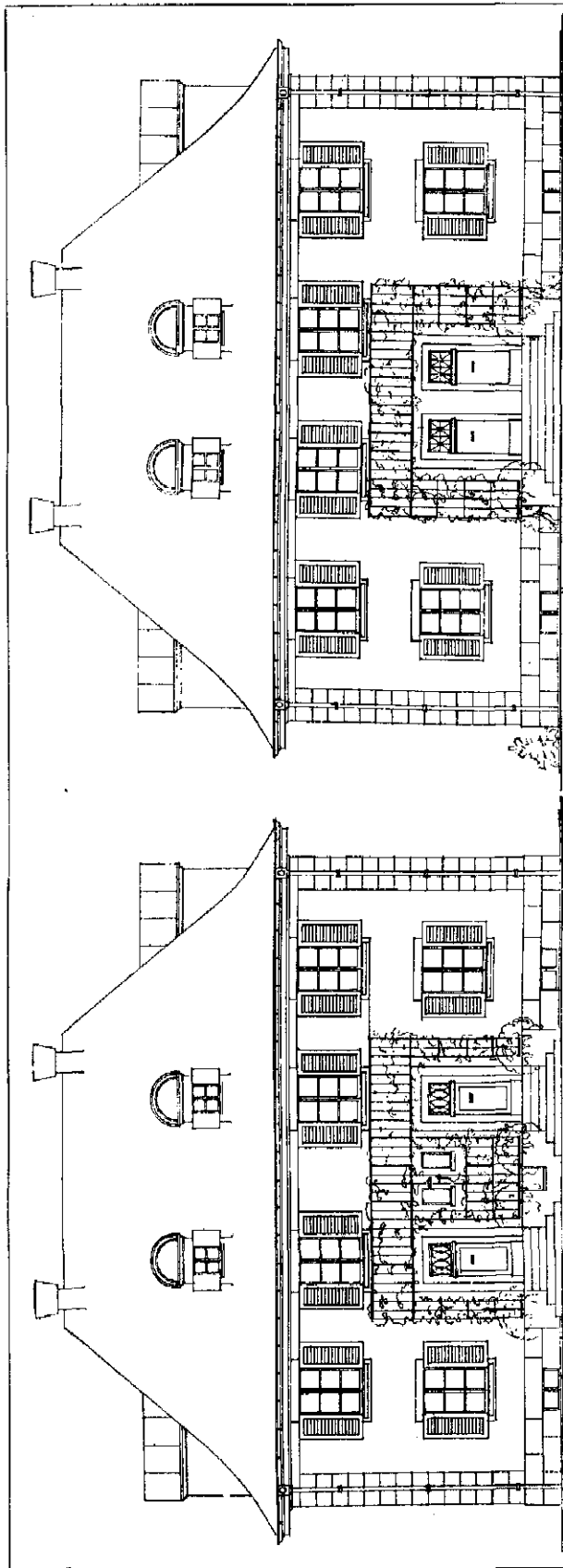
G. Niedermann und K. Hippenmeier, Zürich  
Wohnkolonie Bombach in Höngg bei Zürich





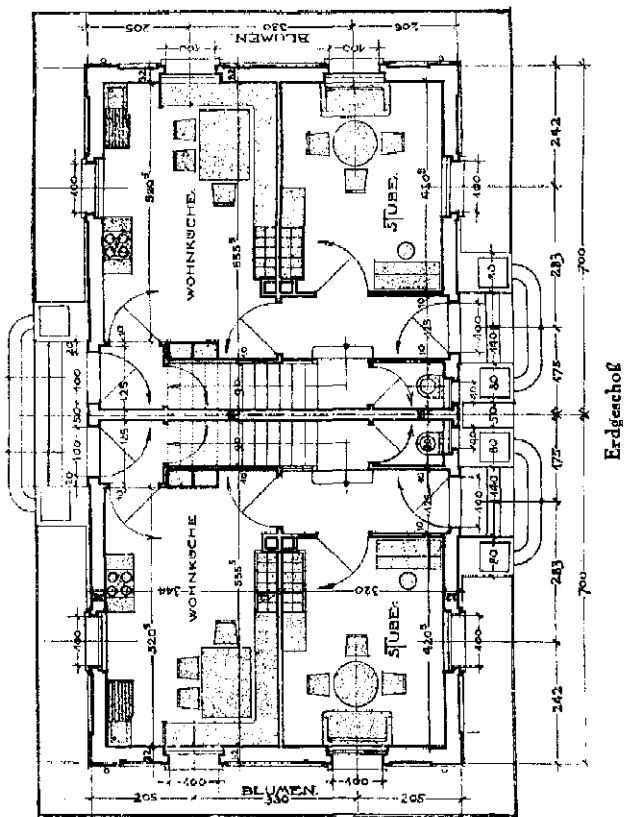
Lageplan M 1 : 2000

G. Niedermann und K. Hippenmeier, Zürich  
Wohnkolonie Bombach in Höngg bei Zürich

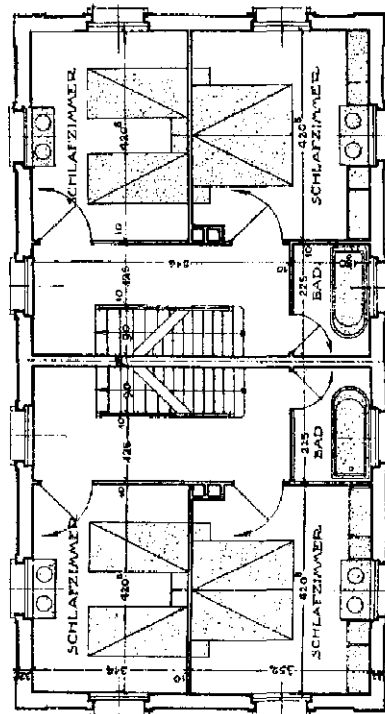


Straßenansicht

Rückansicht



Erdgeschoss



M 1 : 150

Obergeschoss

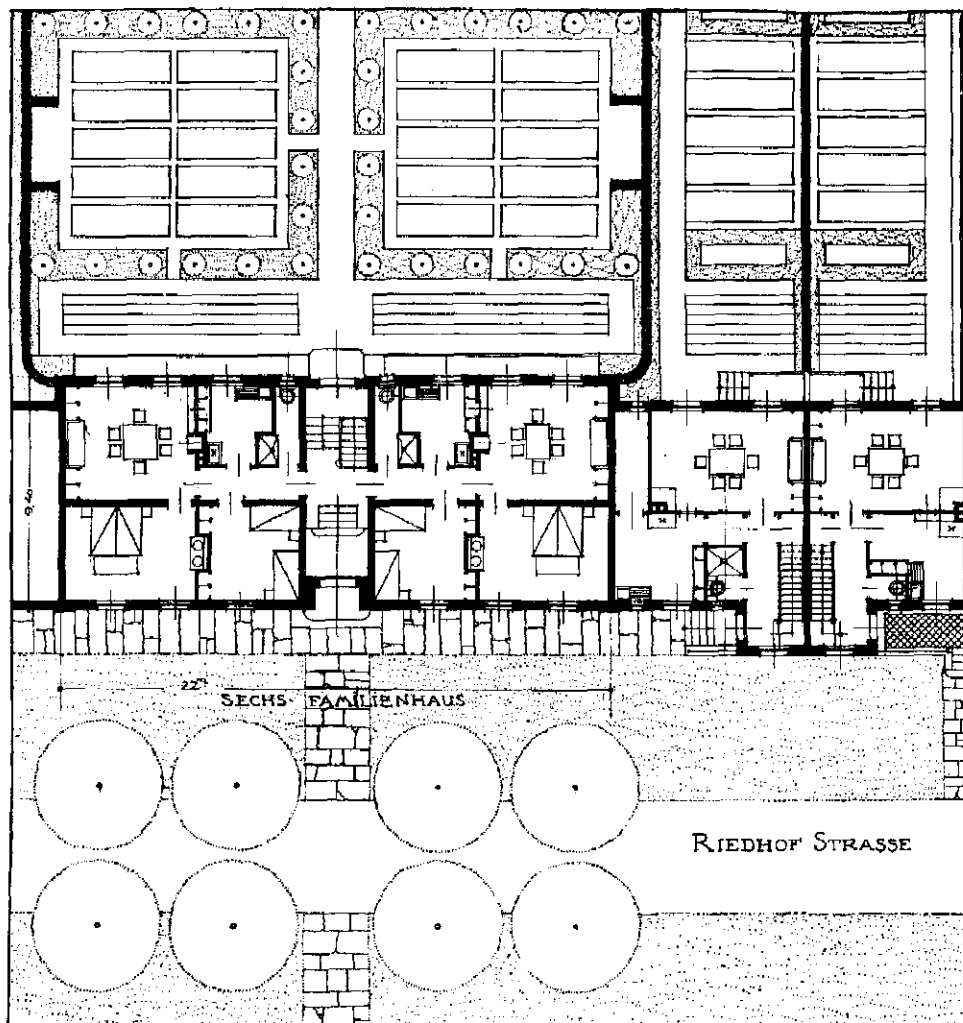
Doppelfamilienhaus

G. Niedermann und K. Hippenmeier, Zürich  
Wohnkolonie Bombach in Hängg bei Zürich



Sechsfamilienhaus

Einfamilienhaus



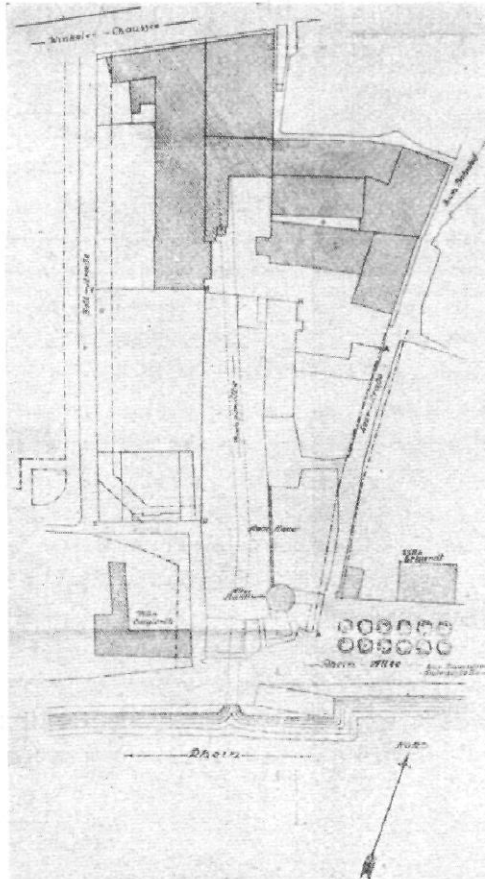
Häusergruppe M 1 : 300

G. Niedermann und K. Hippenmeier, Zürich  
 Wohnkolonie Bombach in Höngg bei Zürich

# Der Wettbewerb Matheus Müller in Eltville.

Im Sommer 1915 brannte der v. Sohlersche Hof, das alte Stammhaus der bekannten Sektkellerei Matheus Müller in Eltville, ab, nachdem im Vorjahre die Firma diese Gebäulichkeiten für ihre Repräsentations- und Bürozwwecke neu hatte herrichten lassen. Leider konnte bei dem Brande nichts gerettet werden, so daß nicht allein der schöne Saal mit seiner prachtvollen Renaissance-Vertäfelung, sondern auch ein Baukomplex echt rheinischen Charakters und ein gut Stück des alten Eltville den Flammen zum Opfer fielen.

Ein Wiederaufbau der abgebrannten Gebäude kam nicht in Frage, da für den immer größer werdenden Betrieb die vorhandenen Räume schon längst zu klein geworden waren, und bereits vor dem Brande ein größerer Erweiterungsbau geplant war. Nun mußte das durch den Brand Verlorene gleichfalls ersetzt werden, und so entstand eine Bauaufgabe, die einmal eine Fülle von schwierigen Grundrißforderungen zu lösen hatte, und die weiterhin die viel schwierigere Lösung städtebaulicher und künstlerischer Gestaltung erforderte. In Anbetracht der für das künftige Aussehen des Eltviller Stadtbildes so wichtigen Fragen glaubten die Inhaber der Firma Matheus Müller die Lösung dieser



Lageplan

zum Einlieferungstermin eingehenden Arbeiten höher sein würde, als ursprünglich erwartet wurde, so entschlossen sich schon damals die Inhaber der Firma, die ursprünglich zu Preisen und Ankäufen angesetzte Summe von Mk. 30000 auf Mk. 50000 zu erhöhen, um so einer größeren Anzahl von Bewerbern eine Entschädigung für ihre Arbeit zukommen zu lassen.

Zum Einlieferungstermin gingen 269 Arbeiten ein.

Das Preisgericht, bestehend aus den Herren Professor P. Bonatz, Stuttgart, Stadtbaurat Dr. ing. C. J. Bühring, Leipzig, Professor H. Hausmann, Aachen, Professor P. Meißner, Darmstadt, und den Geschäftsinhabern der Firma Matheus Müller, trat am 26. Oktober in Eltville zusammen.

Nach einer eingehenden Ortsbesichtigung und einer viertägigen Prüfung der eingegangenen Entwürfe beschloß das Preisgericht,

den ersten Preis mit Mk. 10000 dem Entwurf „Rheinsporn“, Verfasser Adolf Abel & K. Böhringer, Stuttgart,

Baufgabe nicht einem Künstler, oder einer beschränkten Auswahl von Baukünstlern überlassen zu sollen, sondern sie wollten alle Baukünstler Deutschlands, die sich für befähigt und berufen hielten, an der Mitarbeit und Lösung der Aufgabe beteiligen und gleichzeitig alle Gelegenheit geben, in der sonst für die deutsche Architektenschaft so unfruchtbaren Zeit in einem allgemeinen Wettbewerb um den Siegespreis zu streiten. Das Interesse an dem Wettbewerb war ein überaus großes. Die erste Auflage der Wettbewerbsunterlagen war sofort vergriffen und mußte eine zweite und dritte Auflage hergestellt werden, da im Ganzen 785 Unterlagen bestellt und versandt worden sind. Da anzunehmen war, daß auch die Zahl der

den zweiten Preis mit Mk. 8000 dem Entwurf „M M“, Verfasser: Dipl.-Ing. Friedrich Otto Kirn a. d. Nahe,

den dritten Preis mit Mk. 6000 dem Entwurf „Bacchusbrunnen“, Verfasser: Prof. Bieber und Reg.-Baumstr. Hollweck, München.

den vierten Preis mit Mk. 4000 dem Entwurf „Stromauf“, Verfasser: Brüder Siebrecht, Hannover, zuzuerkennen.

Auf Vorschlag des Preisgerichts wurden 15 Entwürfe zum Preise von je Mk. 2000 angekauft.

Bei der Beurteilung der Entwürfe ging das Preisgericht von folgenden Gesichtspunkten aus:

Die Schwierigkeiten der Aufgabe lagen in der langgestreckten Form des Grundstückes mit verhältnismäßig schmaler Rheinfront (s. Lageplan S. 129) und der gleichzeitigen Forderung des Programms, daß die Geschäftsräume einerseits mit den alten Bauten, andererseits mit den gegen den Rhein vorzuschiebenden Repräsentationsräumen in guter Verbindung stehen sollen.

Die eingelaufenen Entwürfe zeigen ihrem Wesen nach drei verschiedene Typen. Die erste Gruppe nimmt die ganze Breite des Grundstückes in Anspruch und schiebt die Hauptfront hinter das Grundstück der Villa Englerth zurück. Die zweite Gruppe schiebt eine Front von geringer Breite zwischen das Grundstück der Villa Englerth und die Leerstraße gegen den Rhein zu vor. Die dritte Möglichkeit ist ein der Tiefe nach mit schmaler Front gegen den Rhein zu vorgeschobener Baukörper. Diese Anordnung findet sich, außer bei dem ersten Preis, nur vereinzelt, und dort nur unentschieden.

Von entscheidender Bedeutung war dem Preisgericht die Einpassung in das trotz einzelner Mißklänge besonders schöne Ortsbild. Die Rücksicht hierauf verbot allzumächtige Baukörper der Höhe und Breite nach, und übertriebene Monumentalität der Einzelformen. Nach dem Wortlaut des Programms soll die Villa Englerth erhalten bleiben. Entwürfe, die für ihre volle Auswirkung die Entfernung der Villa Englerth zur Voraussetzung haben, konnten nicht prämiert werden. Die Erhaltung des Turmes und der Fischerhäuschen ergab große Schwierigkeiten für die Anlage des Grundrisses und die Auswirkung des Neubaus gegen den Rhein. Die Fischerhäuser wurden in keinem Fall in befriedigender Weise in den Neubau einbezogen; beim Turm ist die Einbeziehung in einzelnen Fällen mit Erfolg versucht worden. Eine entscheidende Bedeutung wurde der Erhaltung des Turmes und der Fischerhäuser nicht beigemessen, weil diese ihrer Masse nach geringen Überbleibsel aus historischer Zeit heute schon zu ihrer Umgebung keinerlei Beziehungen mehr haben und überdies von künstlerischem Standpunkt aus nicht von Bedeutung sind.

Den Grundriß betreffend erschien zunächst die Anordnung eines freien großen Arbeitshofes, der volle Bewegungsfreiheit für den Betrieb und für spätere Änderungen des Bauprogramms gewährleistet, von Wichtigkeit. Deshalb mußten Entwürfe mit eingeschnürten, zerklüfteten und durch Einbauten beeinträchtigten Höfen ausscheiden. Einfache Bauanlagen ohne Oberlichte, Lichtschächte und Lichthöfe, zu denen bei dem ringsum freiliegenden Gelände keine Veranlassung gegeben war, wurden solchen mit teureren Oberlichtkonstruktionen, kleinen unbenutzbaren Innenhöfen und schwierigen Entwässerungen vorgezogen. Selten waren Terrassenanlagen gegen den Rhein zu in genügender Ausdehnung und Abschließung vom Straßenverkehr vorgesehen. Verfehlt sind niedrige Terrassen in der Art öffentlicher Wirtshäuser unmittelbar an oder über der Straße. Für den Privat-speiseraum und den Festsaal wird eine Lage im Obergeschoß derjenigen im Erdgeschoß, hart beim Besuchereingang, vorgezogen.

Besondere Bedeutung mußte auch der Disponierung der Küche und der Anrichten und deren Verbindung mit den drei Gruppen der Speiseräume für Geschäftsinhaber, Beamte und Arbeiter zugemessen werden.

Der mit dem ersten Preis ausgezeichnete Entwurf „Rheinsporn“ der Architekten Abel und Böhringer, Stuttgart (Abb. 2—11) hebt sich durch eine ungewöhnlich glückliche Einfühlung in die Situation heraus. Der senkrecht gegen den Rhein vorspringende Hauptbau gibt — im Zusammenhang mit den weiter zurückliegenden Flügelbauten und dem im Winkel liegenden erhöhten Gartenhof mit seiner gedeckten Pergola — Bilder von besonderer Schönheit. Den Verfassern ist es gelungen, einen Bau von repräsentativer Wirkung zu schaffen, der sich vortrefflich in das Stadtbild einfügt.

Der weithin sichtbare einfache Stufengiebel mit dem hohen Dachfirst läßt das Bauwerk schon von weitem in Erscheinung treten, und bleibt bis weit über das Weichbild der Stadt Eltville hinaus in seiner feinen Silhouette erhalten.

Die Grundrißanordnung erfüllt im großen und ganzen die praktischen Anforderungen, die das Programm gestellt hatte. Die Neubauten sind sparsam in das zur Verfügung stehende Baugelände eingepaßt, ohne daß große Flächen zu Zier- oder Gartenhöfen verschwendet werden. Es verbleibt der schöne große Fabrikhof, um den sich die einzelnen Gebäulichkeiten in zweckmäßiger Weise herumgruppieren; so gelingt es den Verfassern, daß ohne Innenhöfe und Oberlichte überall eine günstige und ausreichende Beleuchtung und Belüftung der Räume und Flure ermöglicht werden kann. Von besonderem Reiz sind die Raumfolge vom Eingang bis zur Repräsentationshalle und der Zusammenhang der Besuchszimmer und Gesellschaftsräume mit dem erhöhten Gartenhof. Dieser geschützte und von dem Verkehr der Straße abgeschlossene Sitzplatz ladet ein, eine Ruhepause in freier Natur bei prachtvoller Aussicht auf den Rhein zu genießen. Die stattliche Repräsentationshalle ist mit einfachen Mitteln stimmungs- und wirkungsvoll ausgestattet; der Eingang zum Festsaal, die Bogenhalle mit der Treppe zu den Kellern geben dem Raum die architektonische Note.

Die Gesamtanlagen und die einzelnen Raumgrößen sind richtig und trotzdem sparsam bemessen. Der Entwurf gestattet die Bauausführung in verschiedenen Bauabschnitten, ohne daß wesentliche Abweichungen vom Projekt oder spätere bauliche Veränderungen notwendig würden.

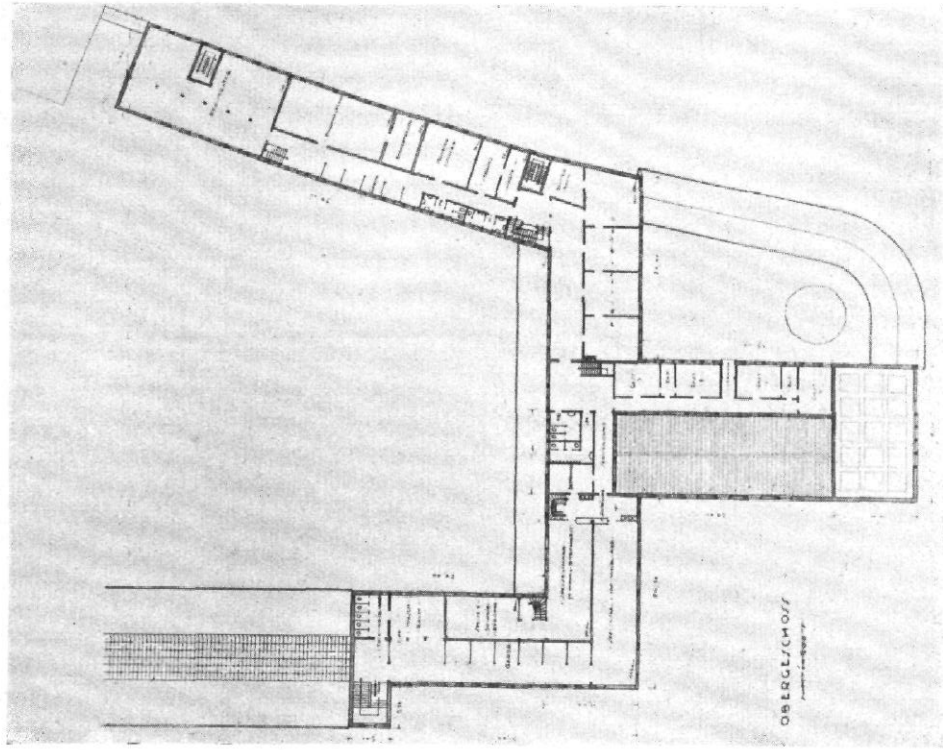
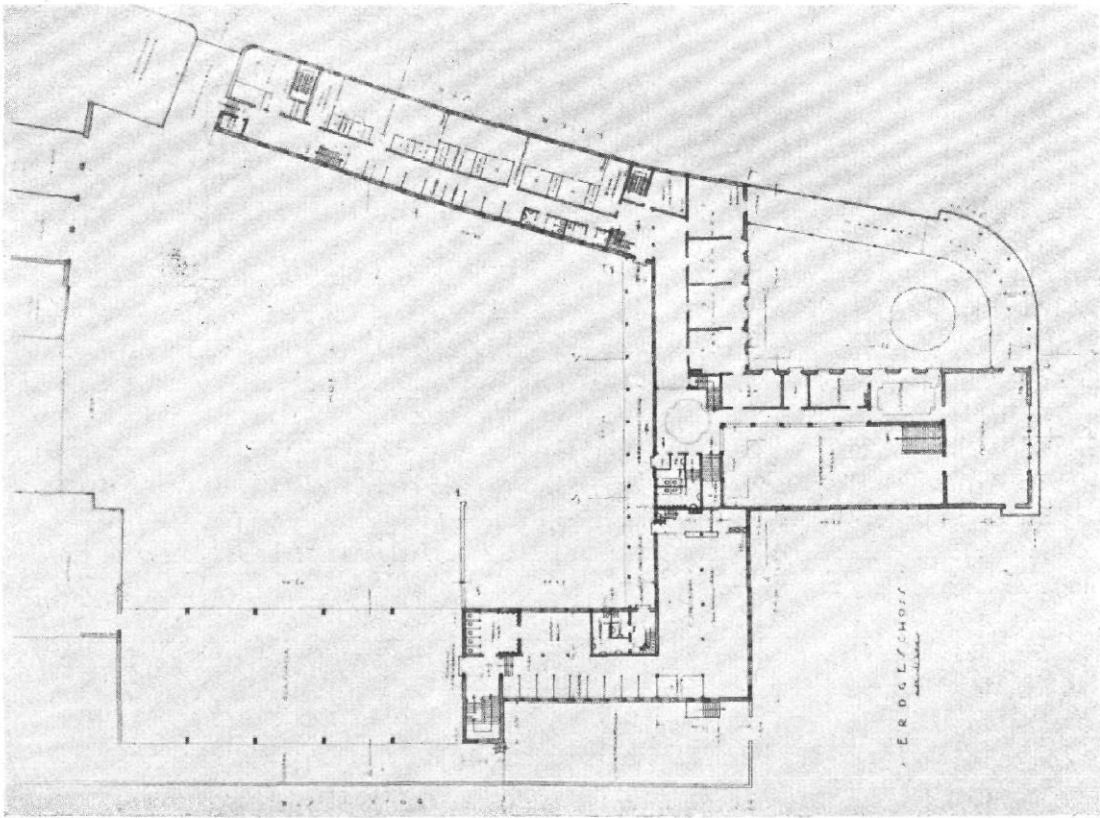
Der mit dem zweiten Preise ausgezeichnete Entwurf des Herrn Architekten Dipl.-Ing. Friedrich Otto aus Kirn a. d. Nahe (Abb. 12—15) geht aus von einer symmetrischen ovalen Hofanlage, die auf den rückwärtigen Teil des Grundstückes gelegt ist. In der Querachse ist an die Rheinfront der Repräsentationsbau gelegt, der in seinen Verhältnissen künstlerisch fein empfunden ist. Der künstlerisch hoch zu bewertende Entwurf weist jedoch in der Grundrißanordnung verschiedene Mängel auf, die durch die symmetrische Anlage bedingt sind, so daß eine vollständig einwandfreie Lösung der Programmforderungen mit großen Schwierigkeiten verknüpft wäre.

Das Projekt der Herren Prof. Bieber und Reg.-Baumeister Hollweck in München (Abb. 16), welches mit dem dritten Preis ausgezeichnet wurde, und die Arbeit der Herren Architekten Brüder Siebrecht aus Hannover (Abb. 17), die den vierten Preis erhielt, weisen ähnliche Gestaltung des äußeren Aufbaues auf. Beide Entwürfe würden trotz der großen Höhenentwicklung im Stadtbild nicht störend wirken; die gewählten Architekturformen sind schlicht und einfach. Die Grundrißanordnungen weisen verschiedene bemerkenswerte gute Lösungen von Einzelheiten auf; hierdurch sind jedoch die Anlagen von Innenhöfen notwendig, die wieder die Übersichtlichkeit und Klarheit der Gesamtanlage beeinträchtigen.

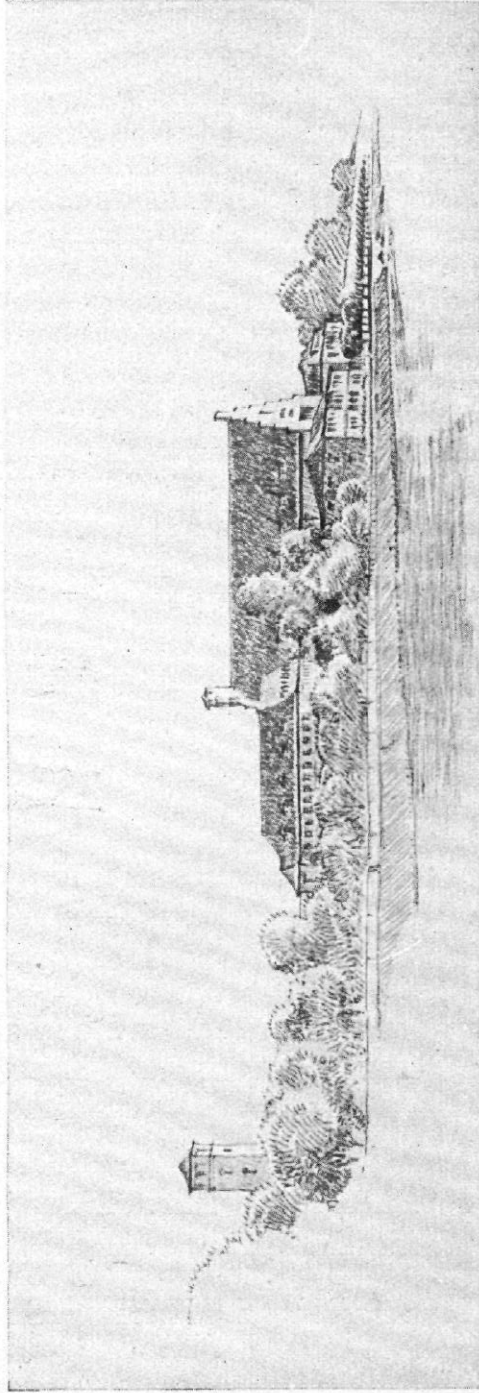
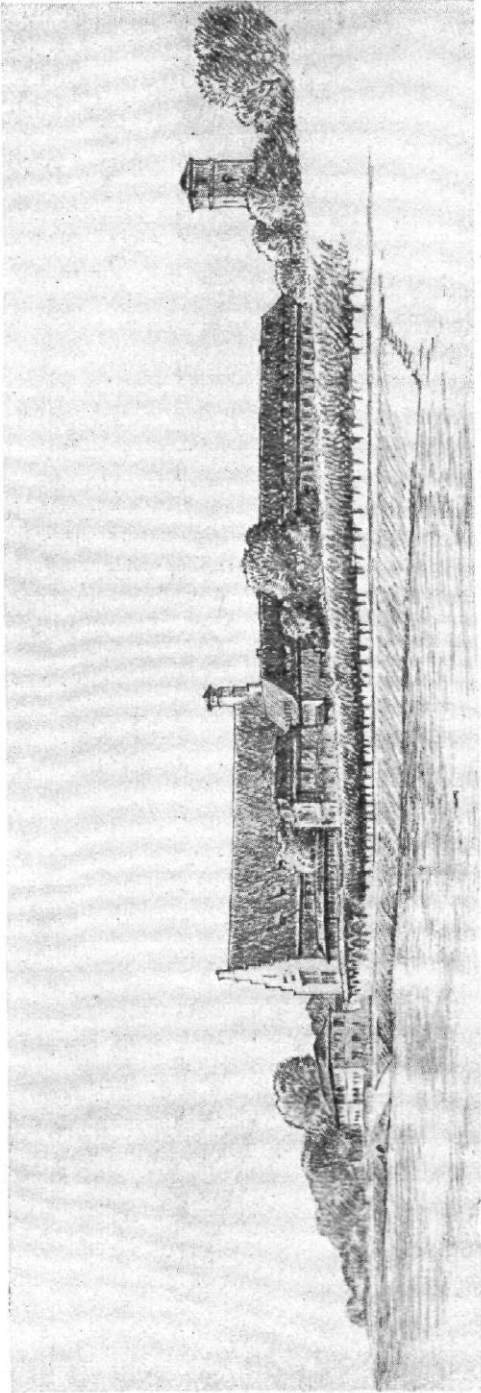
Die Aufgabe war reizvoll genug, um eine Reihe von tüchtigen Architekten zur Teilnahme an diesem Wettbewerb zu veranlassen und man kann das Resultat des Wettbewerbes als günstig bezeichnen, da er einen Ideenentwurf geliefert hat, der die Aufgabe in künstlerischer Hinsicht wohl einwandfrei gelöst hat und der als Grundlage für die weitere Bearbeitung des Bauvorhabens durchaus geeignet erscheint.

Die Firma hat sich nunmehr entschlossen, den mit dem ersten Preise ausgezeichneten Entwurf „Rheinsporn“ als Grundlage für die Ausführung zu wählen, und hat die Preisträger mit der weiteren Bearbeitung der Pläne und der künstlerischen Leitung bei der Bauausführung beauftragt. Es ist zu hoffen, daß die Zeitverhältnisse es bald gestatten werden, das geplante Bauvorhaben in seiner ganzen Ausdehnung zur Ausführung zu bringen.

Hans Sturm.

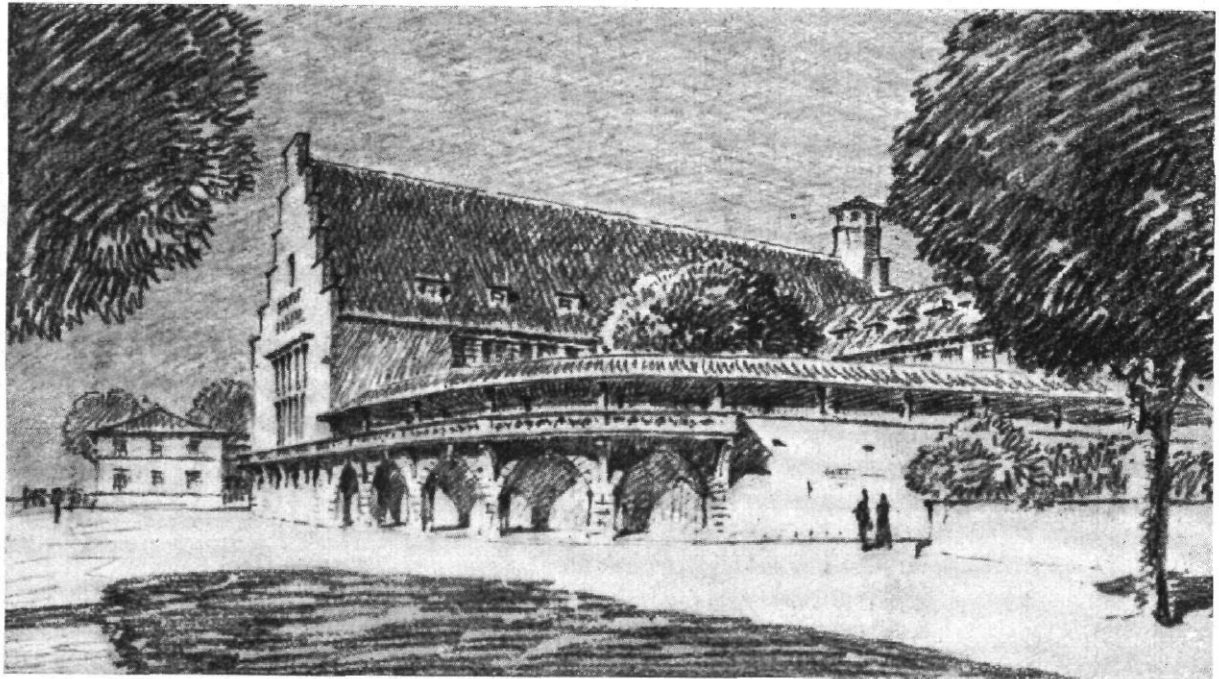
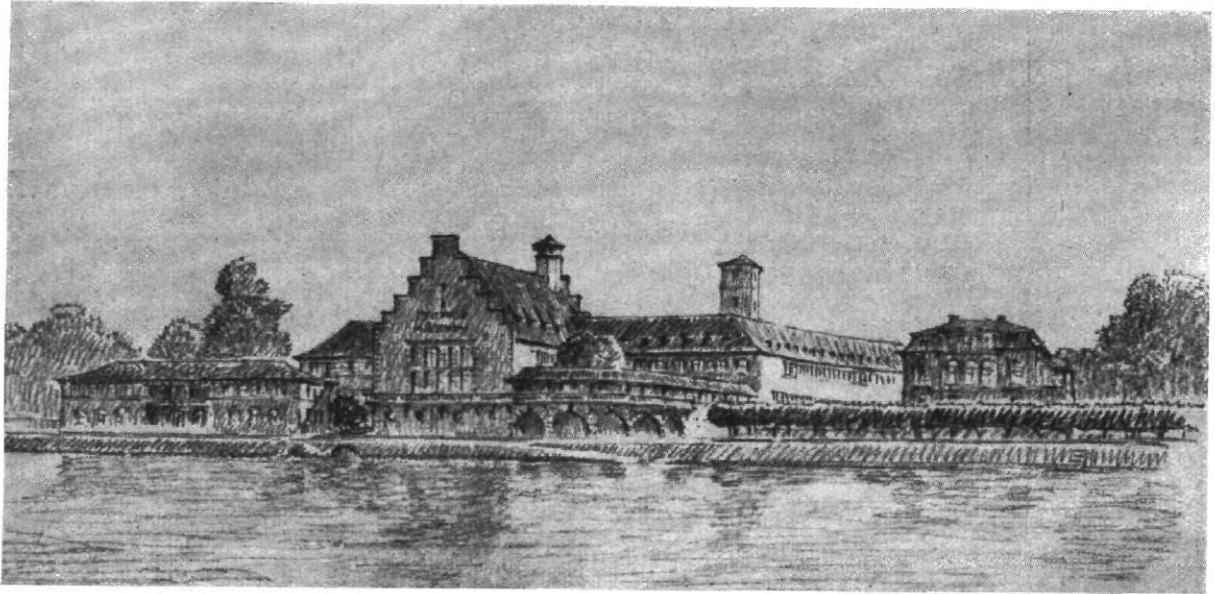


Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Mattheus Müller in Eltville  
 I. Preis, Kennwort: »Rheinsporn«. Verfasser: Adolf Abel und K. Böhringer, Stuttgart

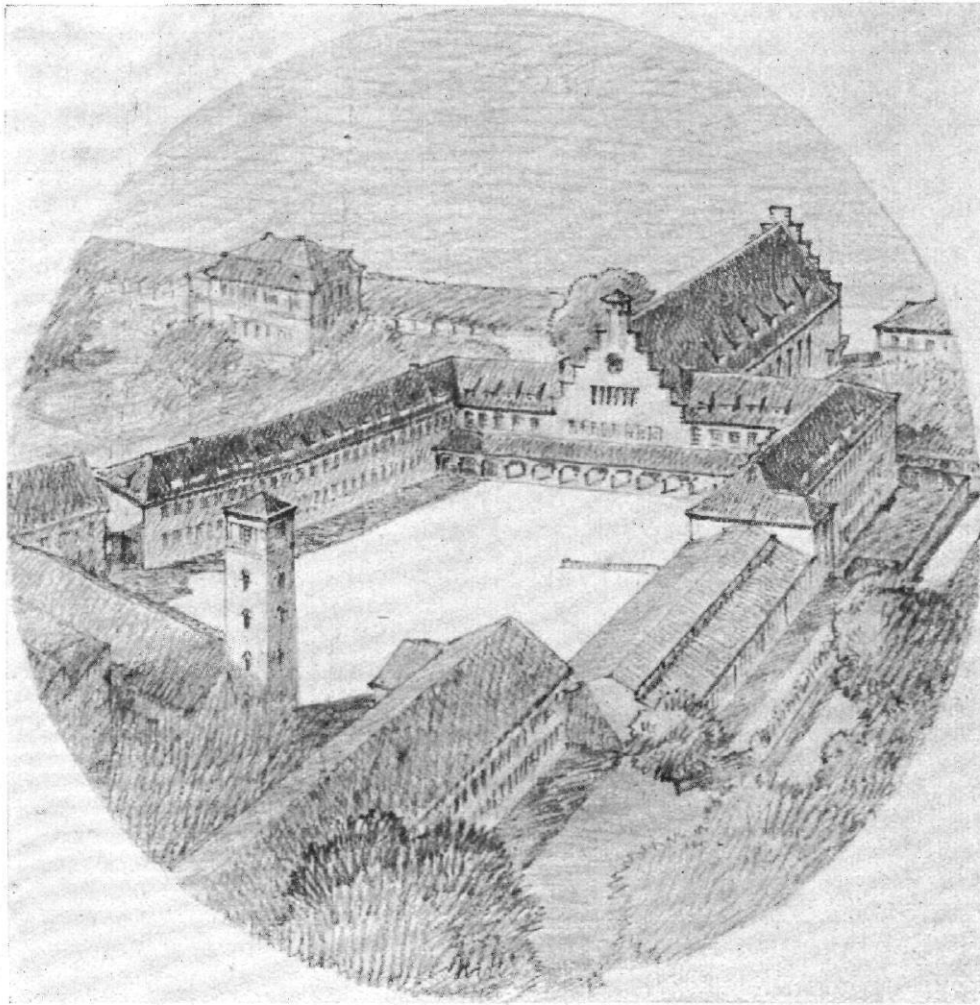


Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Mathes Müller in Eltville  
 I. Preis, Kennwort: »Rheinsporn«. Verfasser: Adolf Abel und K. Böhringer, Stuttgart

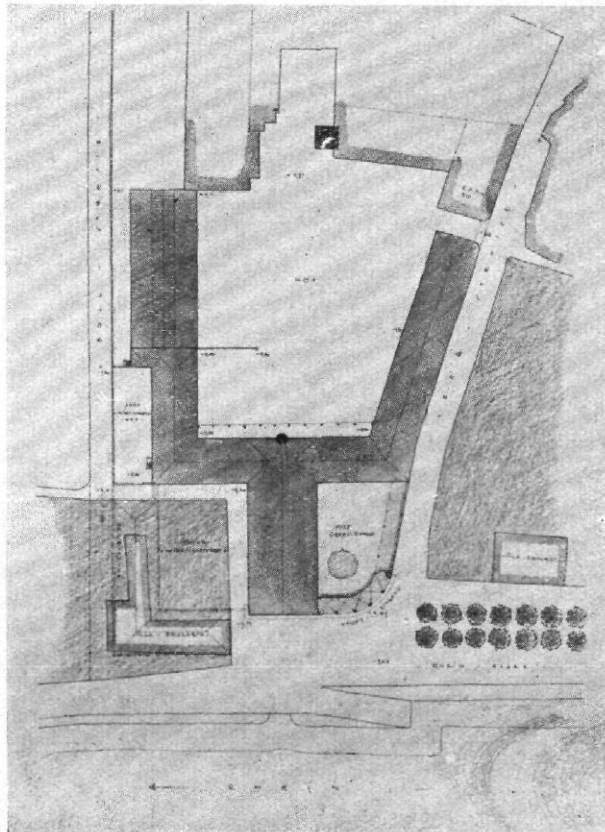




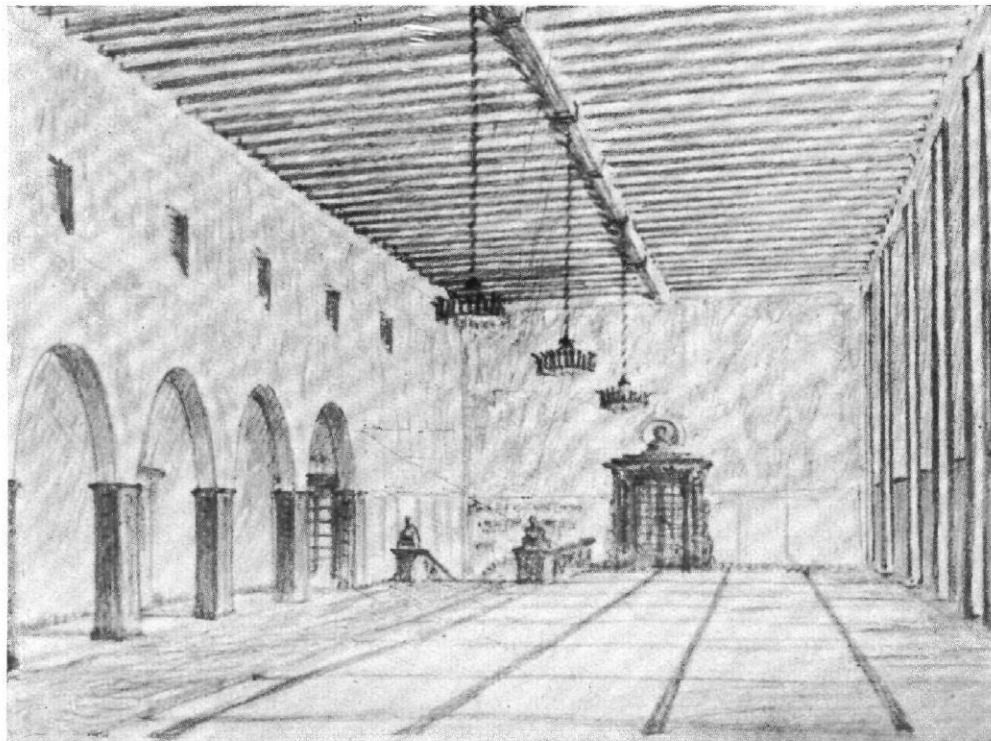
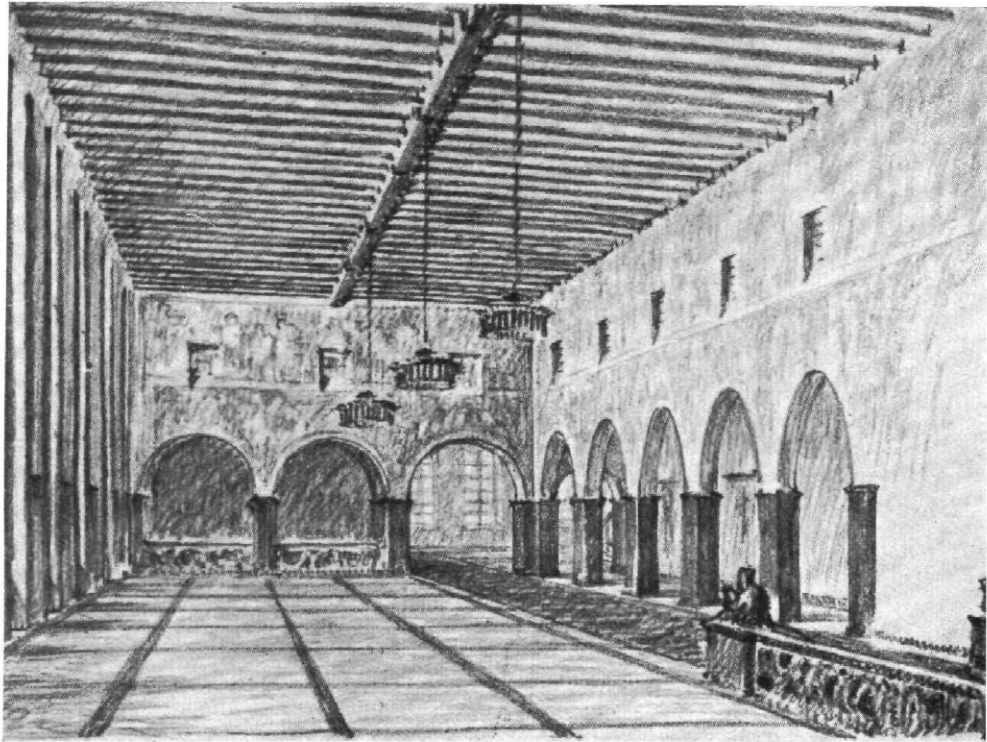
Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Matheus Müller in Eltville  
I. Preis, Kennwort: »Rheinsporn«. Verfasser: Adolf Abel und K. Böhringer, Stuttgart



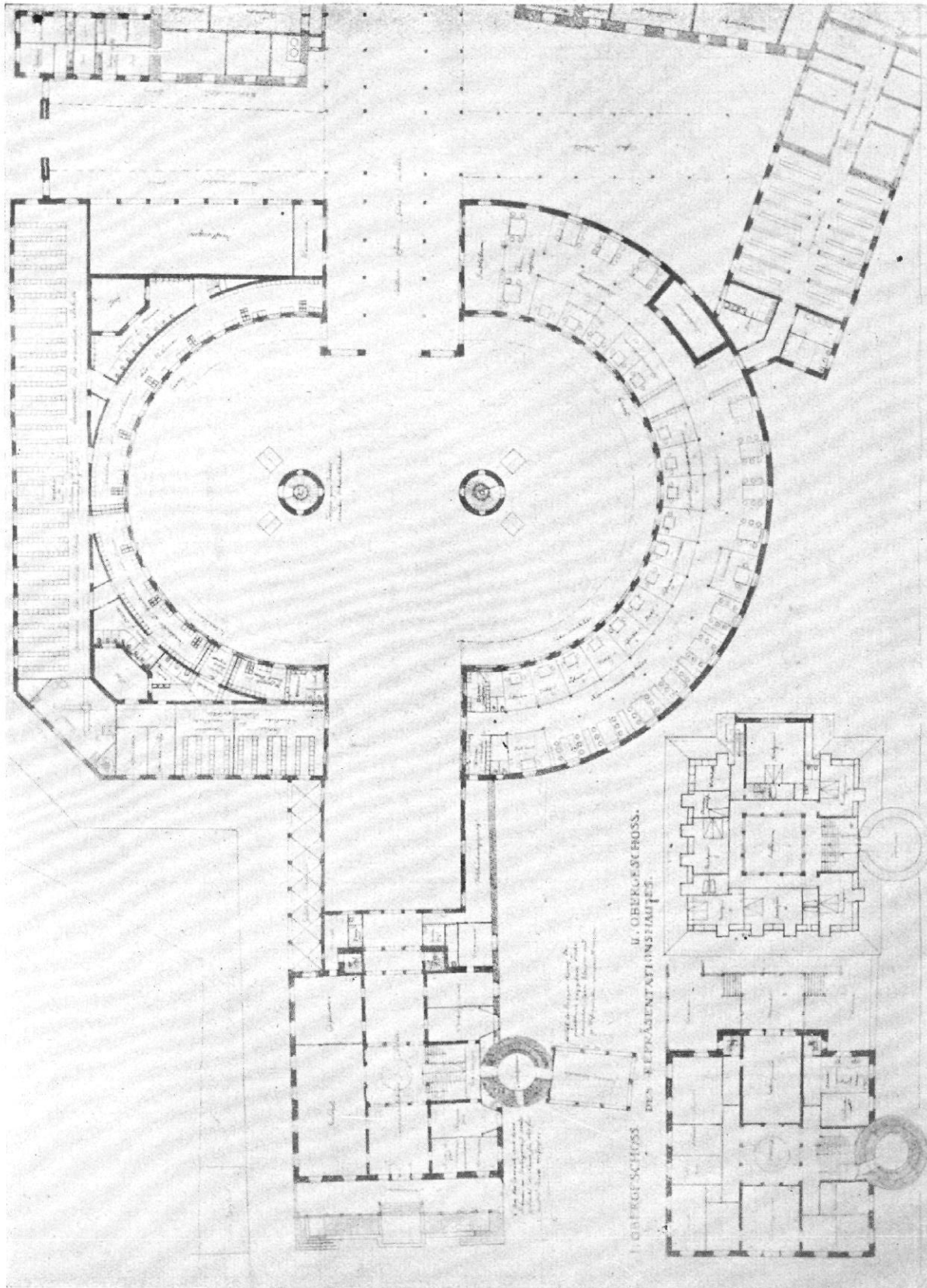
Wettbewerb  
für Repräsentations- und Büro-  
räume der Firma Matheus  
Müller in Eltville



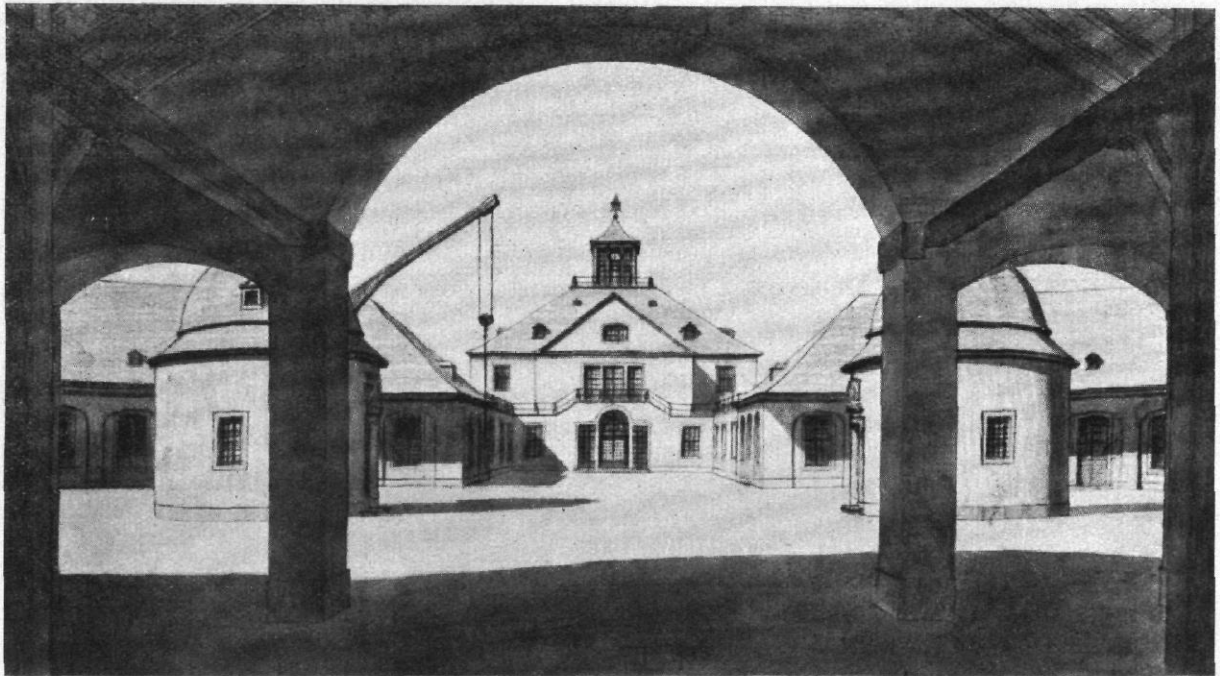
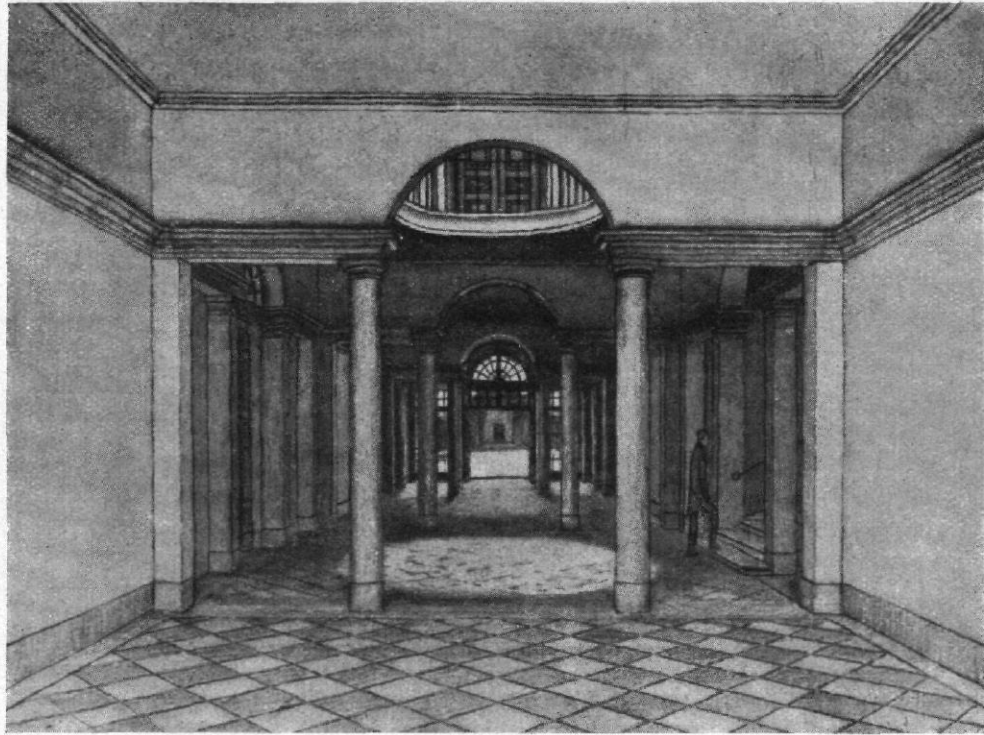
I. Preis  
Kennwort: »Rheinsporn«  
Verfasser: Adolf Abel und  
K. Böhringer, Stuttgart



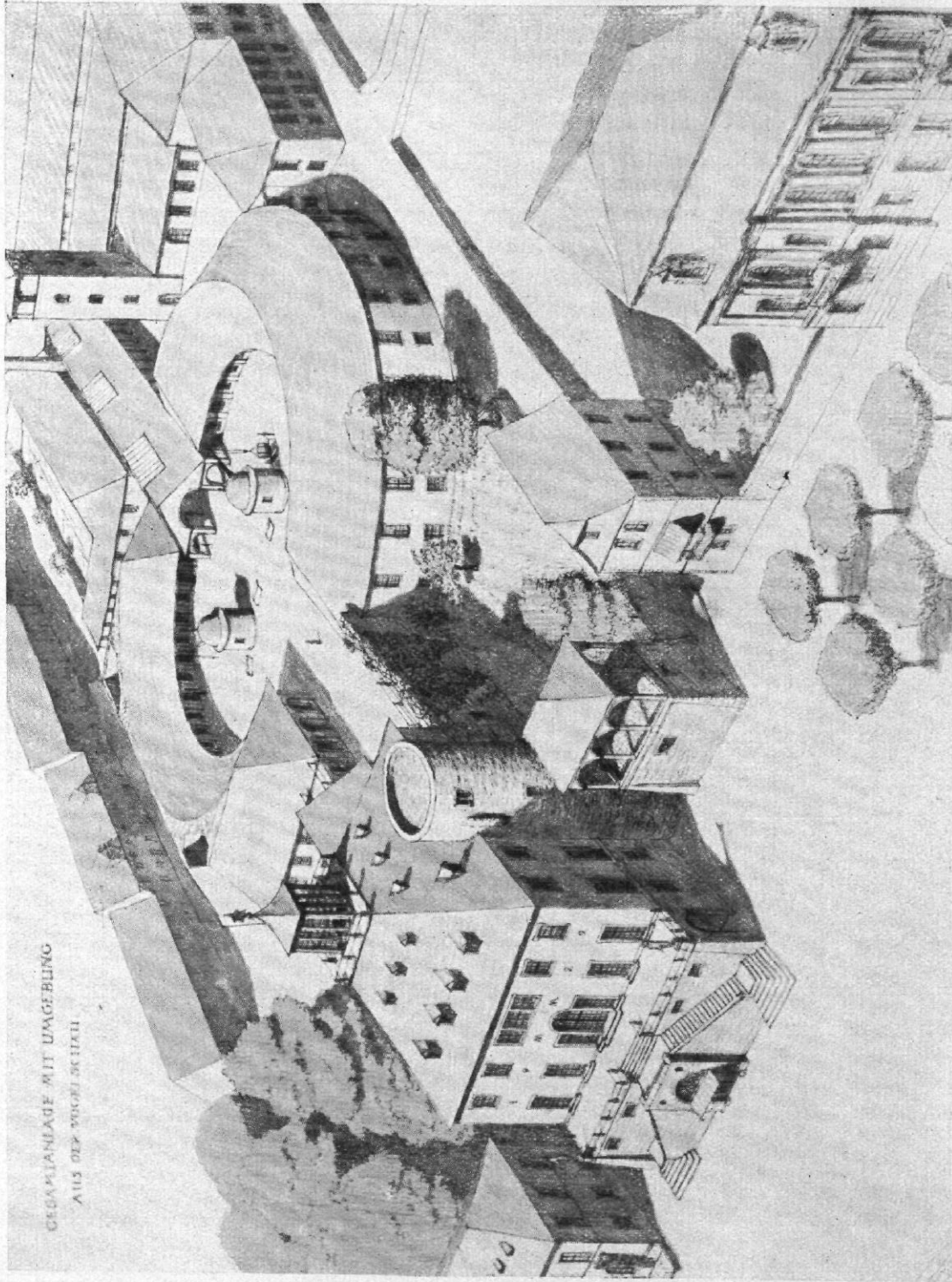
Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Matheus Müller in Eltville  
I. Preis, Kennwort: »Rheinsporn«. Verfasser: Adolf Abel und K. Böhringer, Stuttgart



Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Matheus Müller in Eltville  
 II. Preis, Kennwort: »M M«. Verfasser: Friedrich Otto, Kirn a. d. Nahe

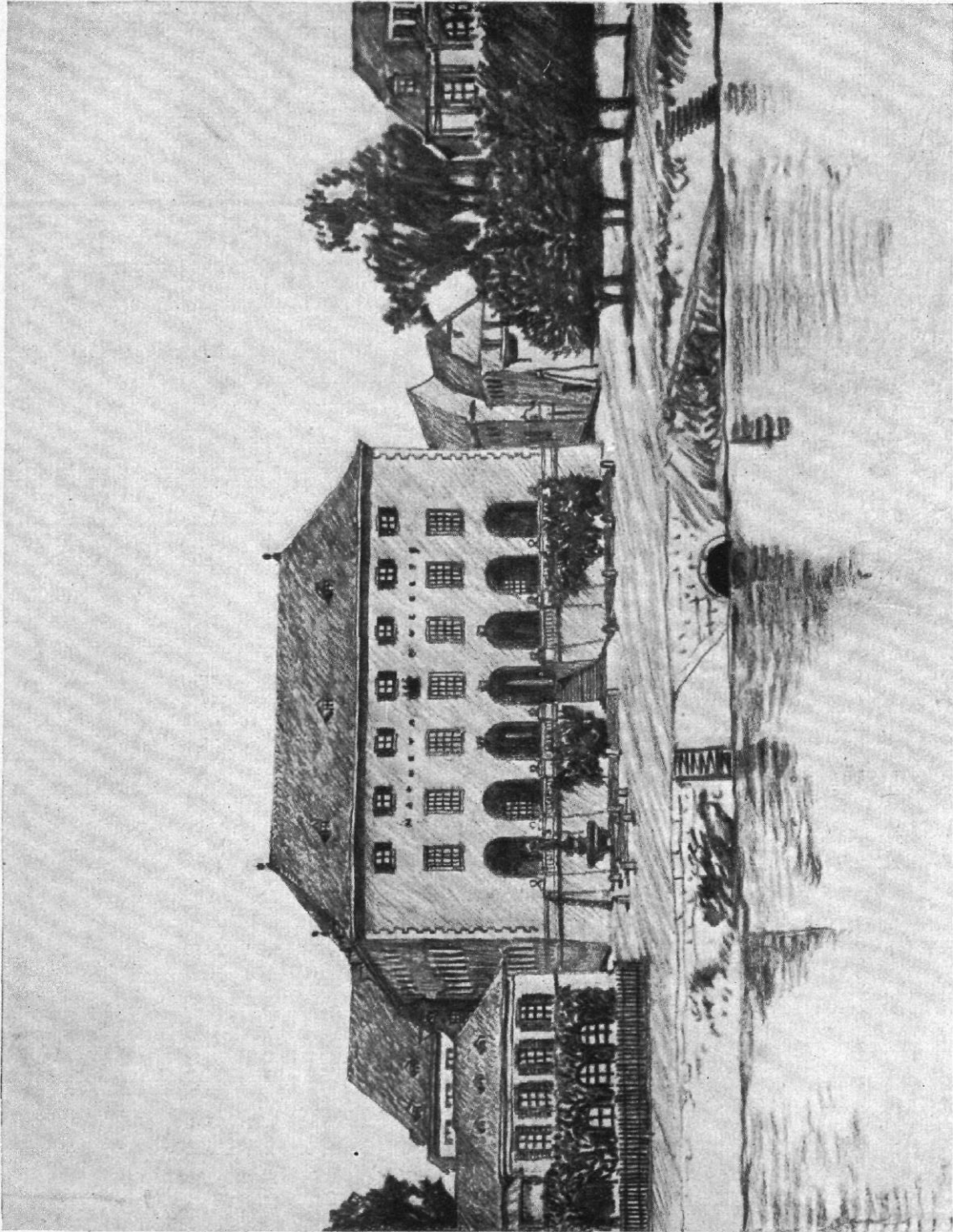


Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Matheus Müller in Eltville  
II. Preis, Kennwort: »M M«. Verfasser: Friedrich Otto, Kirn a. d. Nahe

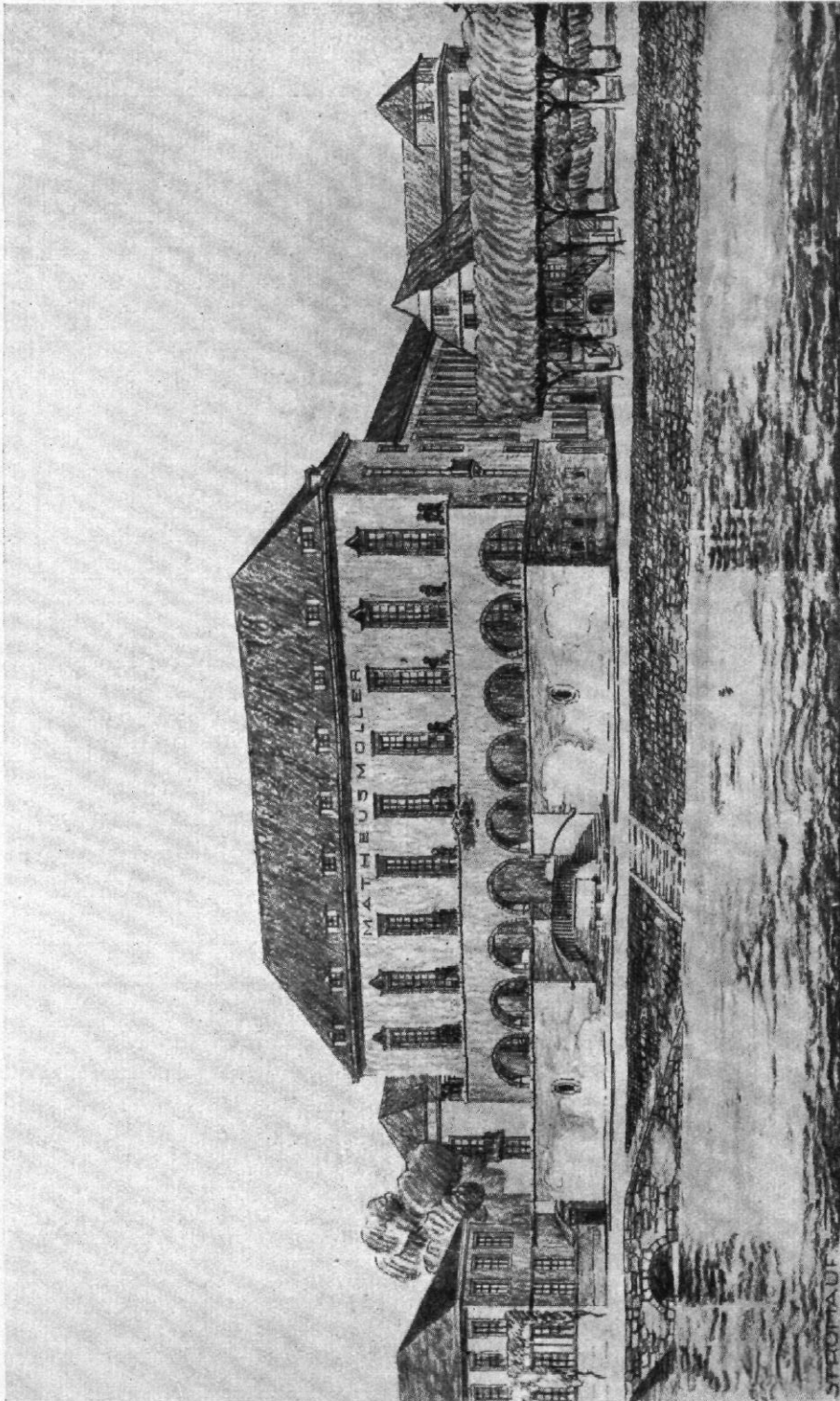


GEBAUPLANLAGE MIT UMGEBUNG  
AUS DER VORGESCHICHTEN

Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Matheus Müller in Eltville  
II. Preis, Kennwort: »MM«. Verfasser: Friedrich Otto, Kirn a. d. Nahe



Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Mathäus Müller in Eltville  
III. Preis, Kennwort: »Bacchusbrunnen«. Verfasser: Bieber und Hollweck, München



Wettbewerb für Repräsentations- und Büroräume der Firma Mathéus Müller in Eltville  
IV. Preis, Kennwort: „Stromauf“. Verfasser: Brüder Siebrecht, Hannover



# Bühnen-Dekoration zum »Don Juan«.

Mit 5 Skizzen von *Ernst Stern*.

Im vorjährigen Herbst hörte ich nach siebenjähriger Frist wieder Mozarts »Don Juan« im Opernhaus zu Frankfurt a. M. Selten erschien mir Raum, in dem Handlung sich vollzieht, den Musik Mozarts in ihrer leuchtenden Schönheit erfüllen soll, so verkleinert, verengt, jedes Schwunges, jeder Größe beraubt, so sehr fast dem unsterblichen Zauber dieser Oper geradezu entgegengesetzt, wie bei dieser Inszenierung. Mag es das noch allzu geringe Gefühl für die letzte Einheit von Ton und Raum sein, mag die Tradition und das Wesen der Kulisse, die bislang mehr maskiert (also versteckt) als raumschöpferisch gestaltet und farbenrauschend aufzeigt: es war traurig, diese vertrocknende, verkleinernde, unsinnliche Aufmachung dem bestimmten musikalischen Charakter dieser hinreißendsten aller Spieloper sich geradezu widersetzen zu sehen. Und, da die gesangliche Besetzung an jenem Herbstabend in Frankfurt viel zu wünschen übrig ließ, war es fast nur dem grandiosen Spiel des Orchesters zu danken, daß vom Glanz des tänzerhaften Menuettzaubers dieser Oper noch genug zur Freude übrig blieb.

Mit besonderer Schärfe blieb Erinnerung dreier Räume, die, während sie zugleich Wendepunkte im Handlungsaufbau der Oper umschließen, auch die Höhepunkte der musikalischen Schöpfung zu betonen bestimmt sind. Da ist vom 5. bis zum 24. Auftritt jener Platz vor der Villa des »Don Juan« mit der Schenke und der Baumlaube. Die Handlung in diesen Auftritten umreißt den Hochzeitstag des Masetto und der Zerline und endet mit der Einladung Don Juans vom Balkon seiner Villa aus an die drei Masken. Ja, da stand im Hintergrund eine bemalte Wand mit einem Türloch unten und einer Art Balkon darüber, schräg links die Kulisse der Schänke, schräg rechts das übrige Inventar. Die große Bühnenfläche zwischen diesen drei Wänden vollkommen leer. Mozarts Textbuch spricht vom parkartigen Promenadenweg. Vielleicht war der Park der teuren Zeiten wegen abgeholt. Aber schließlich, er war eben einfach nicht da. Und auf der leeren und nackten Riesenfläche des Vordergrundes schwammen, durch nichts in Raum und Musik gebunden, hilflos die einzelnen Figürchen oder Gruppen umher. Das Wesen strahlender Festlichkeit nicht einmal angedeutet, nie geahnt auch nur, wie Raumschöpfung, Farbe und Musik sich zur stärksten Einheit vermählen können. Hart, dünn, nüchtern, grau, papieren wehrte sich das alles mit einem Zug kleinbürgerlicher Spielfigkeit gegen die festliche Heiterkeit dieser wundervollen Menuettmusik, die über alle Gefahr, über jedes Schicksal hinaus den Charakter eines spielerischen Lächelns im Tanz immer wieder zu behalten scheint.

Dann die Kirchhofsszene im zweiten Aufzug (18. bis 19. Auftritt). Die Szenerievorschriften fordern einen parkartigen Friedhof mit Zypressen und Eschen in einer wolkenverhängten gespenstischen Mondnacht, die das Reiterstandbild des Komturs nur schwach umleuchtet. Statt dessen war auf der Bühne eine Art Grabsteinhandlung aufgebaut, wie man sie gegen Abend an der Peripherie großer Städte häufig finden kann. Park und Mondnacht wurden nicht fühlbar, und der seltsame Reiz dieses Widerspiels zwischen einer nächtlichen Friedhofsgespenstigkeit und der unbesiegt strahlenden Heiterkeit der Menuettmusik blieb ungeboren. Das Riesenreiterstandbild des Komturs, dessen spukhafte Lebendigkeit die Szenerie beherrschen muß, war überhaupt nicht zu sehen. Irgendwo markierte eine kleine stehende Figur in Form eines Grabreliefs dünn, ohne Wucht und Drohung, undeutlich das Abbild des Komturs. Auch hier nichts von den gewaltigen Möglichkeiten des Ausspielens letzter Kontraste zwischen Raum, Licht und Musik.

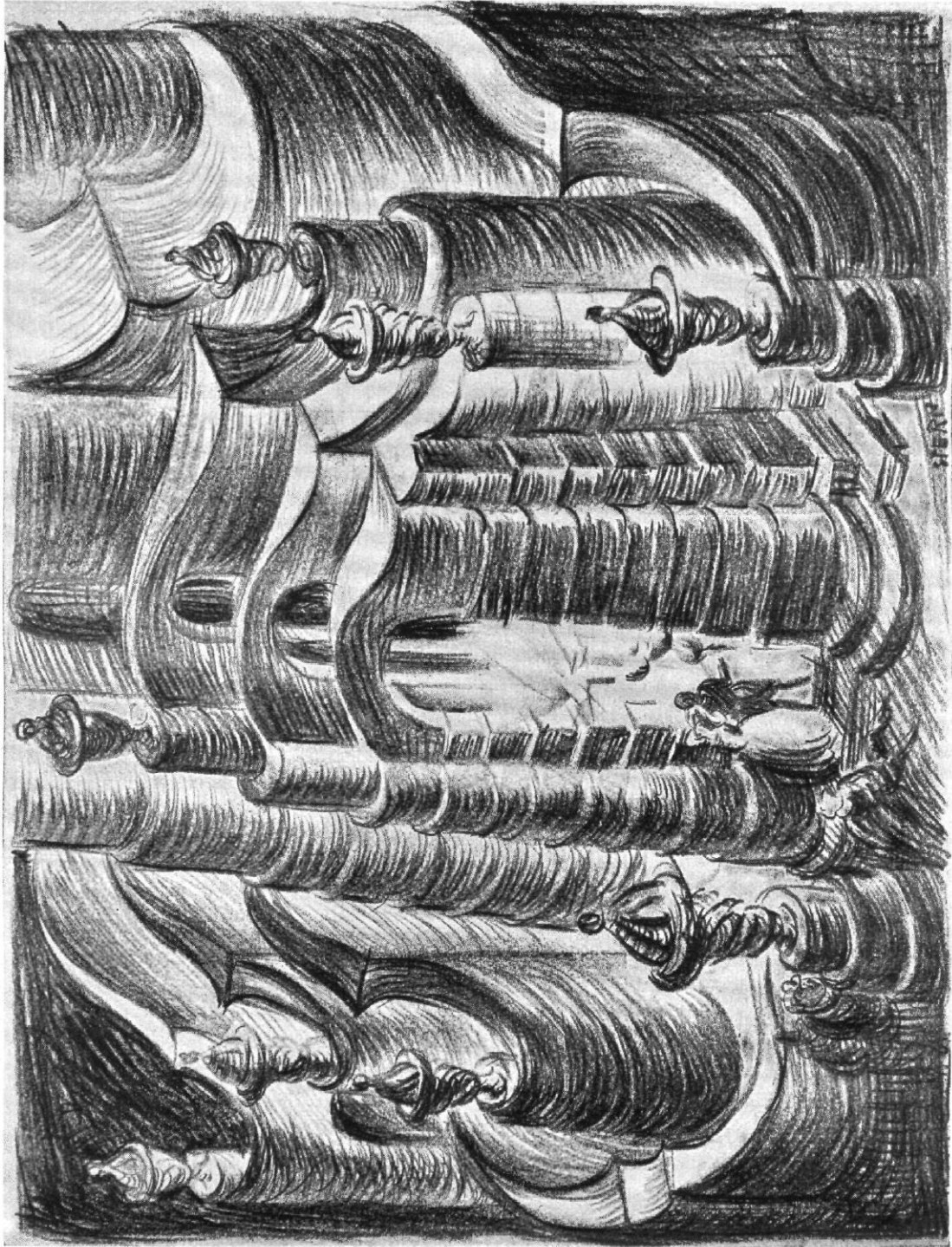
Als drittes sich unbarmherzig einprägendes Bild die Szenerie des 20. bis 22. Auftrittes, also des letzten Bildes der Oper. Die Szenerie gibt eine kleine niedrige Stube, farblos, dürftig, matt erhellt durch ein oder zwei kleine Kerzenleuchter. Kein Fenster nach außen. Die Szenerievorschriften schon staffeln den Raum weit leidenschaftlicher und ausdrucksstärker. Sie sprechen von einem großen Mittelbogen, der einen größeren und einen kleineren Raum voneinander gliedert. Sprechen von einer Orchesterestrade mit 8 Musikern, von einer prunkvoll gedeckten Tafel, von Kronleuchtern, Kerzenhaltern und von reichem, festlichem Licht. Die armselige Stube der Frankfurter Bühne sieht

aus wie ein Stenogramm dieser Mozartidee, wie eine Armesünderklausur im Halbdunkel, in der der böse Verführer seiner gerechten Strafe entgegenseht. Nichts klingt im Raum wider von der Größe dieser Don Juan-Figur, die dem mahnenden Gespenst des Komturs immer wieder ihr trotziges Nein entgegenwirft. Zu dieser antimozartschen Auffassung der Opernbühne »als moralische Anstalt betrachtet«, paßt vorzüglich die Aufführung des sonst überall bei einigem Verstehen der Don Juan-Idee fortgelassenen 23. Auftrittes, in welchem die Bravheit aller bürgerlichen Tugenden, verkörpert durch die dem Helden durch die ganze Handlung nachsetzenden Gestalten der Anna, Elwira und Zerline, des Octavio und Masetto, dem zur Hölle gefahrenen Bösewicht triumphierend nachsingt: »Lasterglück flieht schnell wie Rauch«, damit die Abonnenten beruhigt nach Hause gehen können. Die Anfügung dieser nachkomponierten Szene bildet die treffendste Bezeichnung für den Geist, der die Inszenierung beherrscht hat und der mit den Bühnenbildern in einem sicherlich übereinstimmt: Unsinnlichkeit, Nüchternheit, Farblosigkeit, Unterdrückung alles Monumentalen, Grobbogigen, Strahlenden, Festlichen und der ganzen sieghaften Heiterkeit der über Schicksal, Tod, Tränen und Hölle hinweg blühenden, leuchtenden und klingenden Musik, deren überirdisch tänzerhafte Leichtigkeit durch die spielenden Themata des Menuetts unvergänglich lächelnd hindurchschwebt.

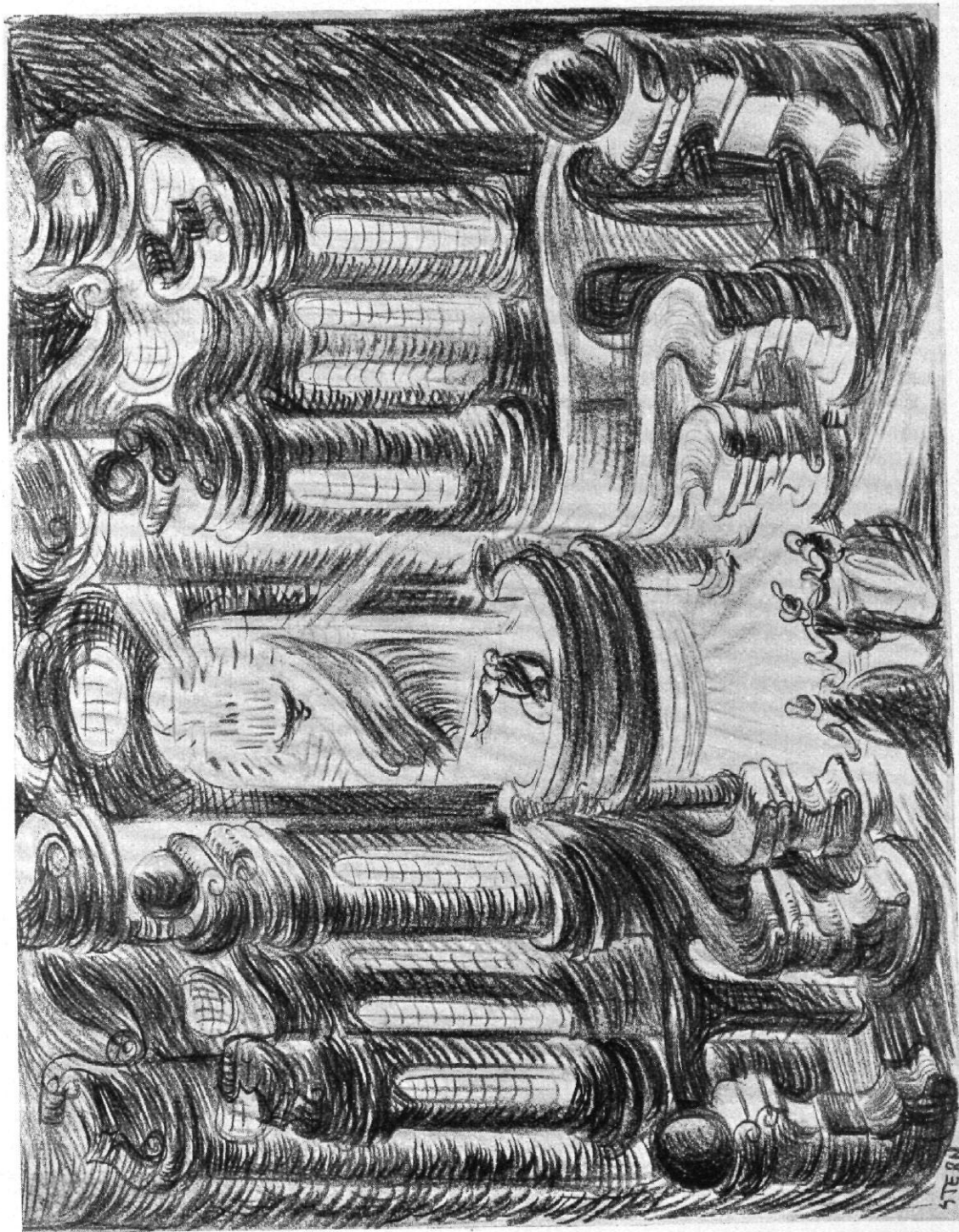
\* \* \*

Ich möchte diesen Betrachtungen einige Skizzen zur Don Juan-Aufführung hinzufügen, die der Bühnenmaler Ernst Stern geschaffen und die mir dem Wesen dieser Oper unendlich näher zu kommen scheinen als jene übliche Inszenierung. Mit großer sinnlicher Kraft und stärkster Lebendigkeit des Ausdrucks ist das musikalische Grundelement im barockhaft leidenschaftlichen Aufbau und in der Raumgliederung aufgefangen. Man sehe sich einmal Blatt 2 an, jene Szene vor der Villa, in welcher Don Juan die drei Masken zum Feste lädt. Wie die raumbildenden, musikbogenhaften Bewegungen der plastischen Gliederung die Gäste förmlich hineinziehen in das festliches Licht ausstrahlende Haus, wie die einladende Geste des Don Juan mit der Schwingung des vorbuchtenden Balkons zusammengeht, hinter dessen geöffneten Türen eine Treppe sich in unirdisch heiterer Kurve dem Licht der Kerzen entgegen aufwärts schwingt. Angedeutet nur die Idee des Festsaales (Blatt 3) selbst, in welchem die drei vorgeschriebenen kleinen Tanzorchester übereinander nach rückwärts zu gestaffelt sind, während die sich rundenden Balkone, die Treppen, Seitenführungen, das Flimmern der verteilten Lichter der musikalischen Idee Mozarts freudig entgegenkommen. Dann ist da in Blatt 4 die Skizze zur nächtlichen Szenerie des Gartens der Verwechslungen und Verwandlungen (2. Aufzug, 1. bis 8. Auftritt), Idee eines Raumes, in dem der Bogenklang der Streichinstrumente zur körperhaften Plastik geworden zu sein scheint und in vielfachen werbenden Schwingungen den nächtlichen Garten ausfüllt. Da ist als letztes Blatt die Friedhofsszene, in der Don Juan das dominierende Reiterstandbild des Komturs zu Gaste lädt. Hier ist, wie im 4. Blatt, zweifellos stark von der Textvorschrift abgewichen, indem die naturalistische Szenerie des nächtlichen Parkes und Baumfriedhofes weit ins musikalisch Abstrakte hinübergezogen ist. Dennoch oder gerade deshalb würde ich eine solche raumklanghafte Durchbildung der Bühne mit ihrer melodischen Phantastik der nüchternen Trockenheit der Rollerschen Dekoration weit vorziehen. Denn hier wird alles das Don-Juanhafte, die lebendig atmende Sinnlichkeit, die auch einen nächtlichen Friedhof heiter überspielende Menuettmusik zum organischen Element der Raumbildung und so die Komposition Mozarts, wie sie das Orchester dem Ohre vorträgt, auch an das Auge des Beschauers in leidenschaftlich lebendigen körperlichen Klangwellen herangespielt. Eine tiefe Ahnung der letzten Einheit von Klang und Raum erschließt sich in diesen Skizzen. Und es wäre nur sehr zu wünschen, daß alles, was in diesen wenigen Blättern angedeutete Idee, angeschlagener Akkord bisher bleiben mußte, sich zu einer wirklich neuartigen Auffassung von Inszenierung der Opernbühne weiter durchbilden und schließlich durchsetzen möge. Damit von der unsterblichen Seele Mozarts und seiner überbürgerlichen und überzeitlichen Idee des Don Juan nichts mehr in Nüchternheit, Flachheit und Stumpfheit verloren gehe. Damit in der festlichen Freude einer fast übersinnlichen Heiterkeit des Herzens die unerreichbare Schönheit jener Musik durch den leidenschaftlich mitmusizierenden Raum an die Grenzen ihrer Erfüllung geführt werde.

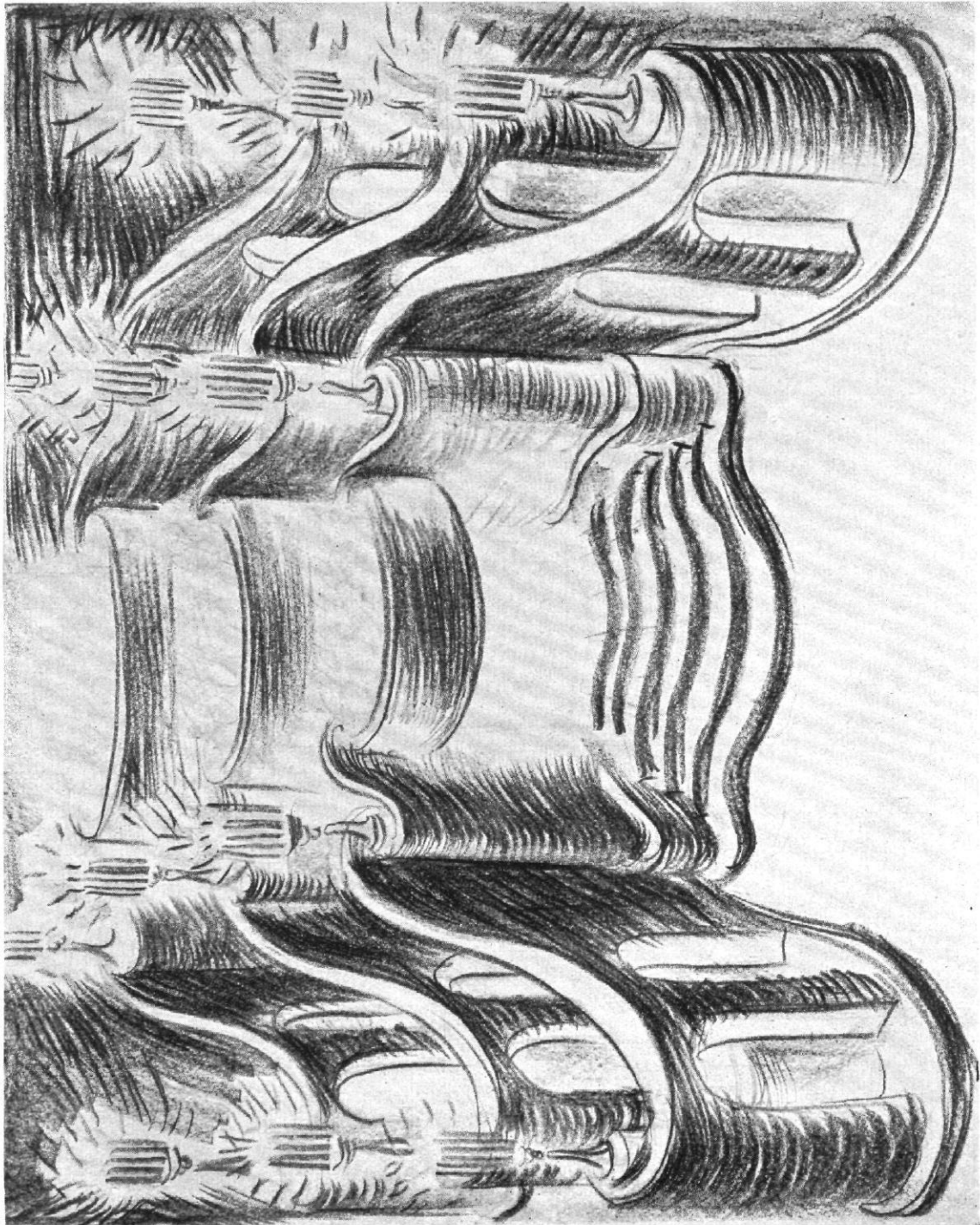
H. de Fries.



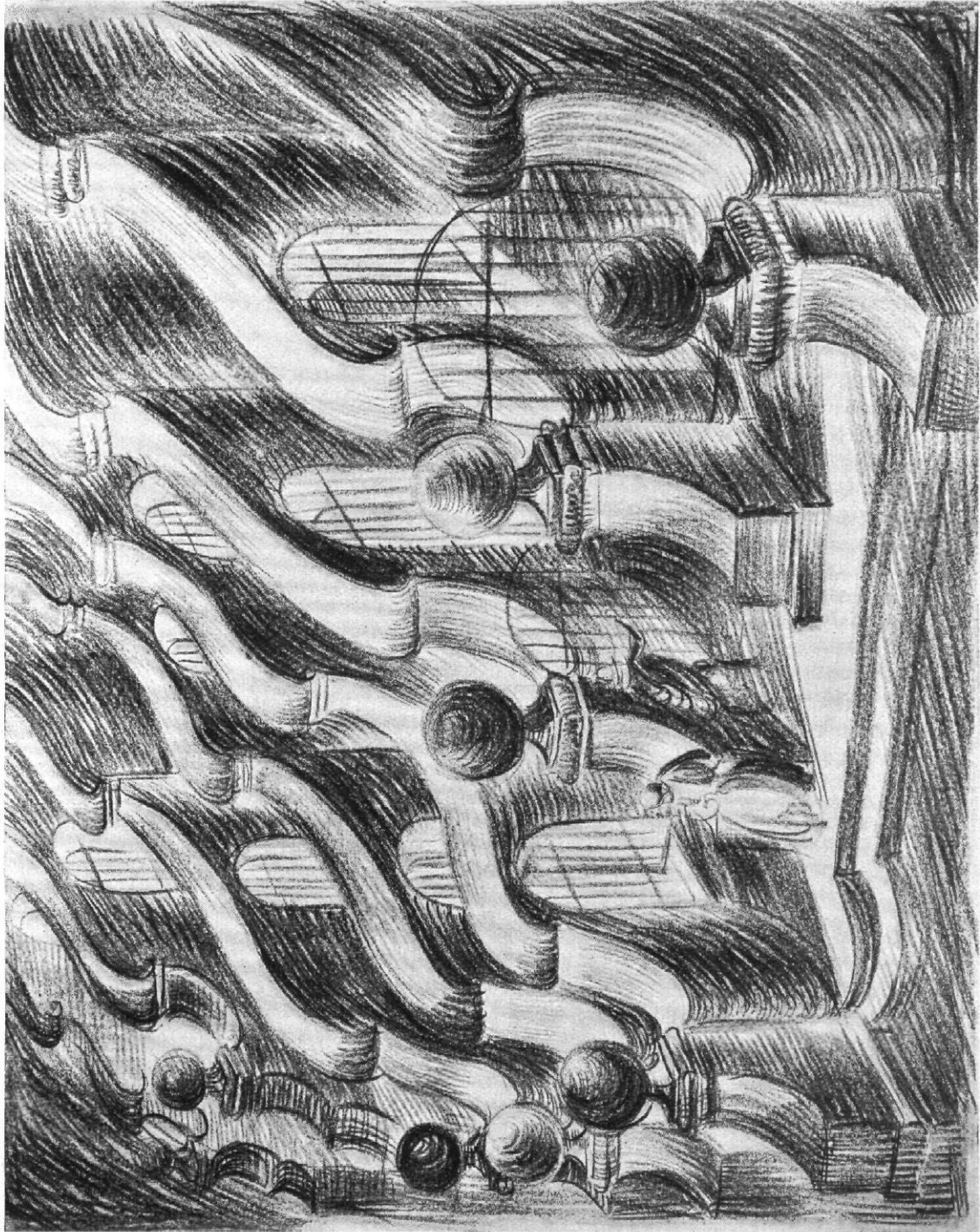
Ernst Stern, Berlin  
Bühnendekoration zur Oper Don Juan



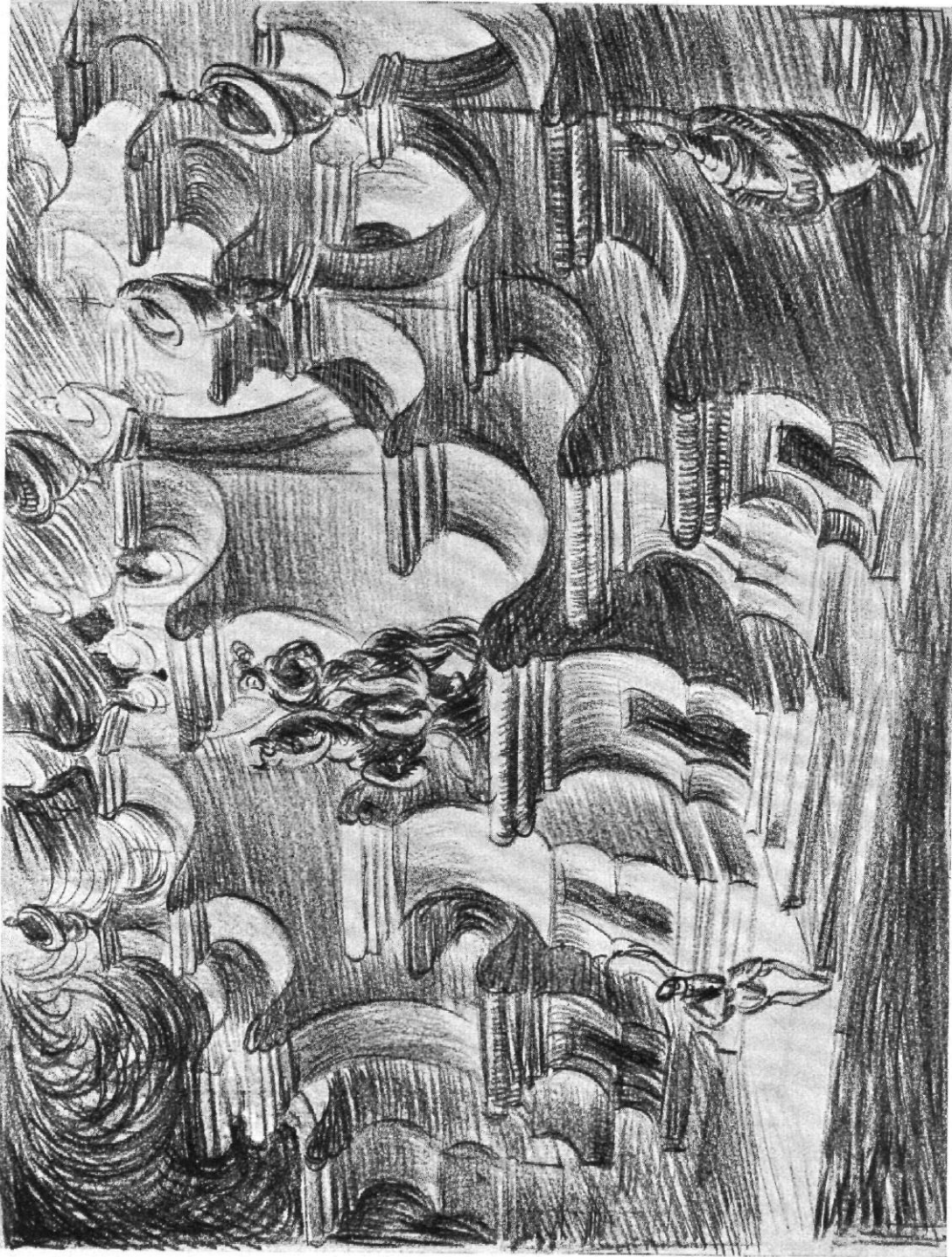
Ernst Stern, Berlin  
Bühnendekoration zur Oper Don Juan



Ernst Stern, Berlin  
Bühnendekoration zur Oper Don Juan



Ernst Stern, Berlin  
Bühnendekoration zur Oper Don Juan



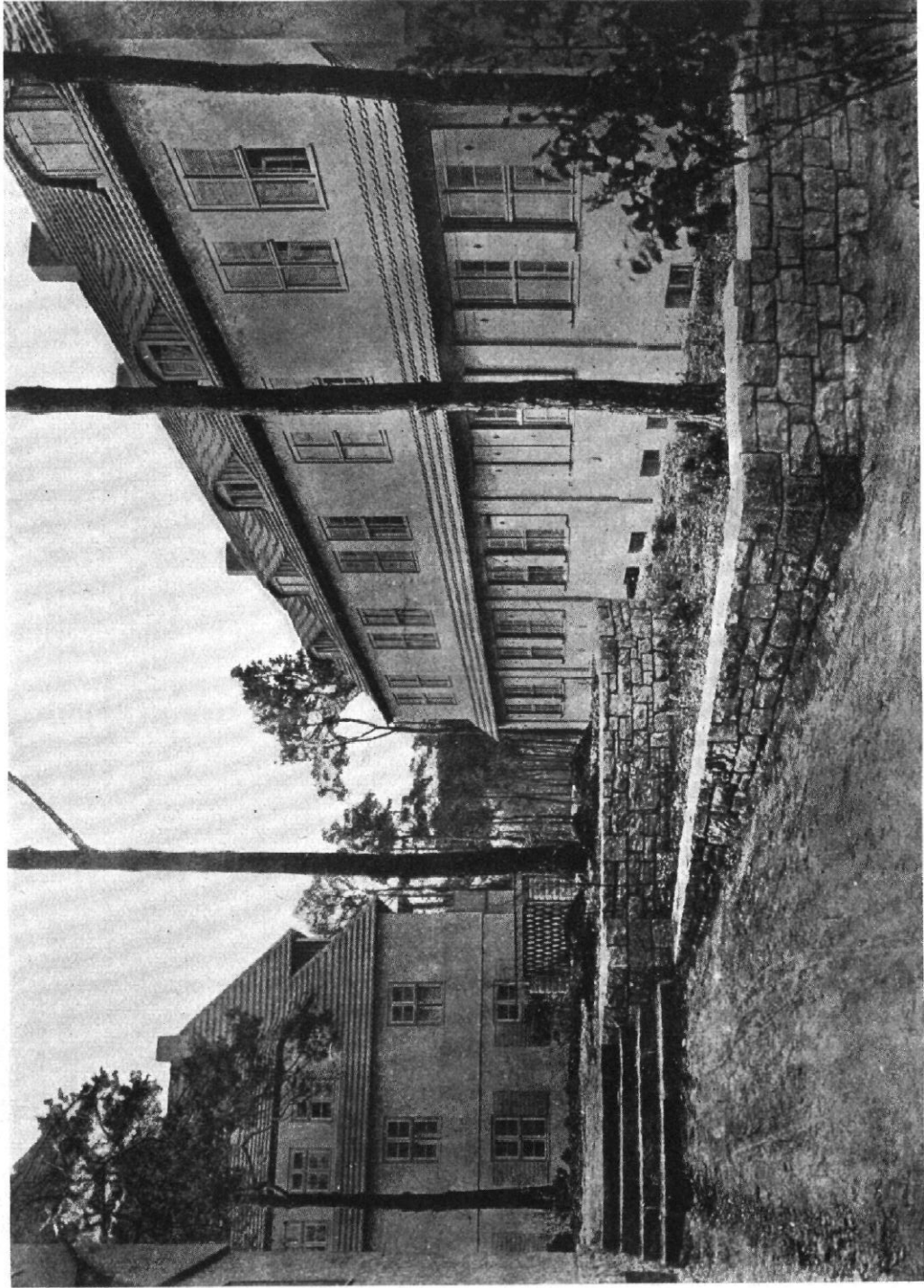
Ernst Stern, Berlin  
Bühnendekoration zur Oper Don Juan



Große Berliner Kunstausstellung 1921

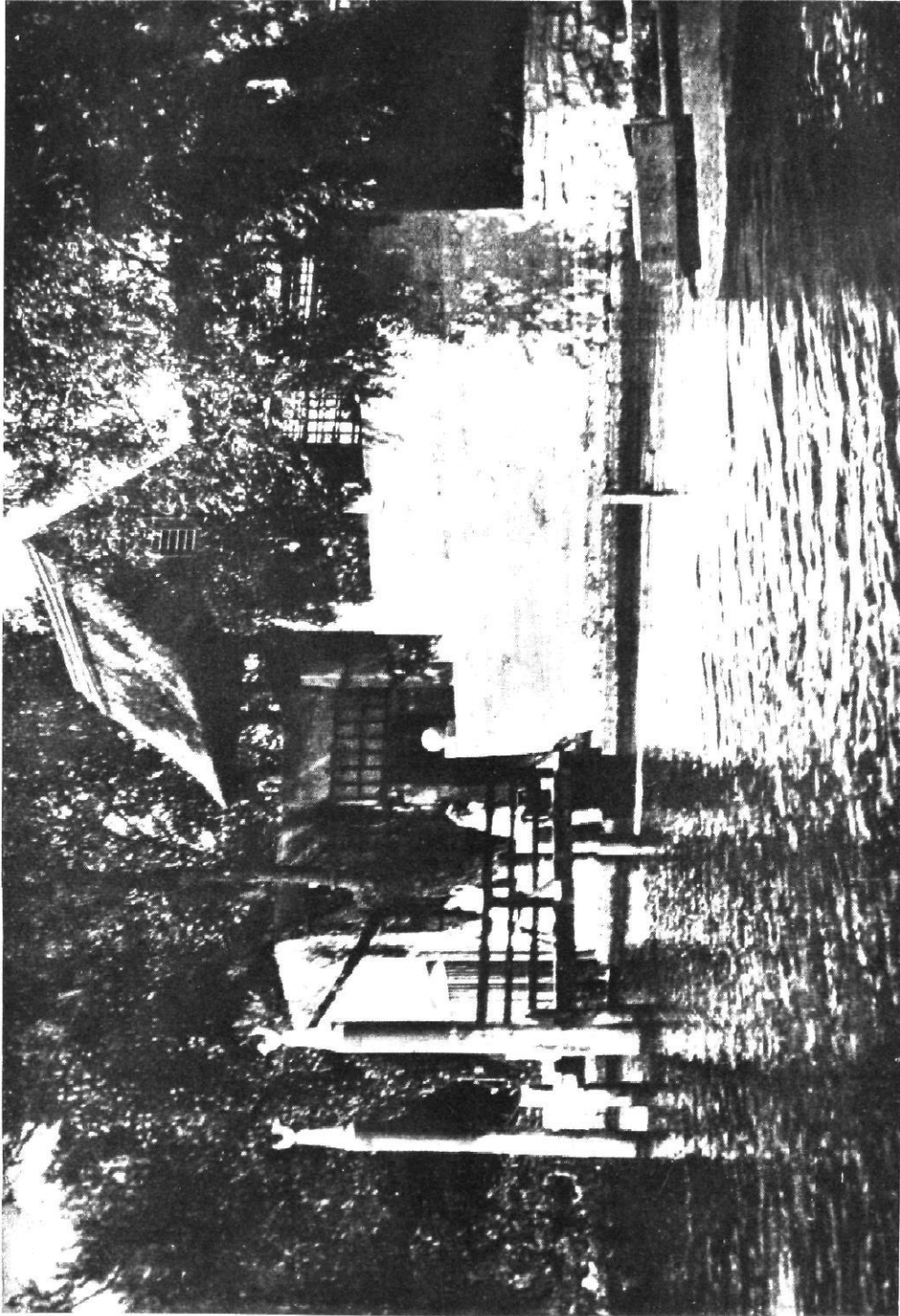
Albert Geßner, Charlottenburg: Beamten-siedlung





Große Berliner Kunstausstellung 1921

Albert Geßner, Charlottenburg: Beamten­siedlung



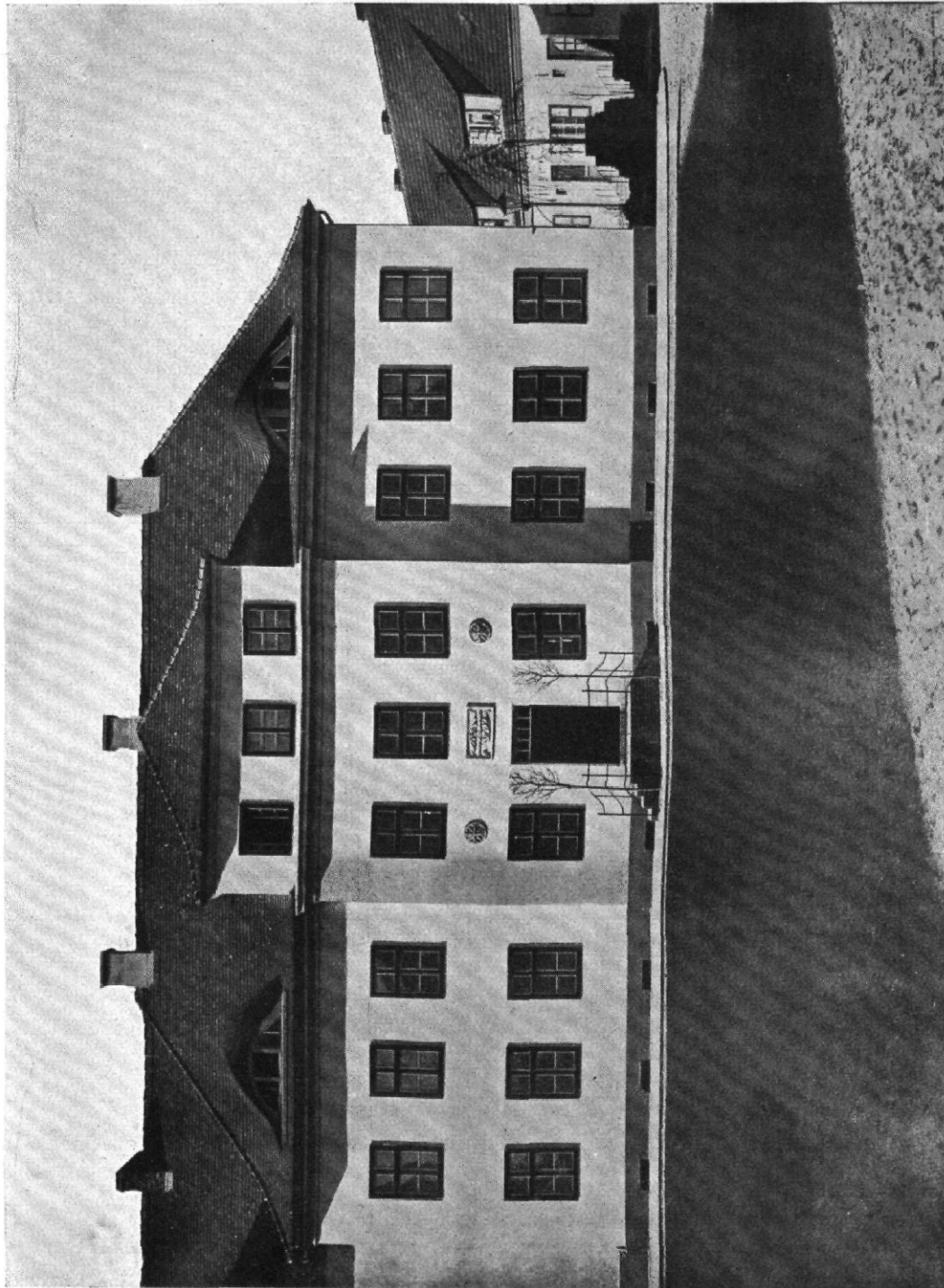
Große Berliner Kunstausstellung 1921

Albert Geßner, Charlottenburg: Bootsanlegestelle



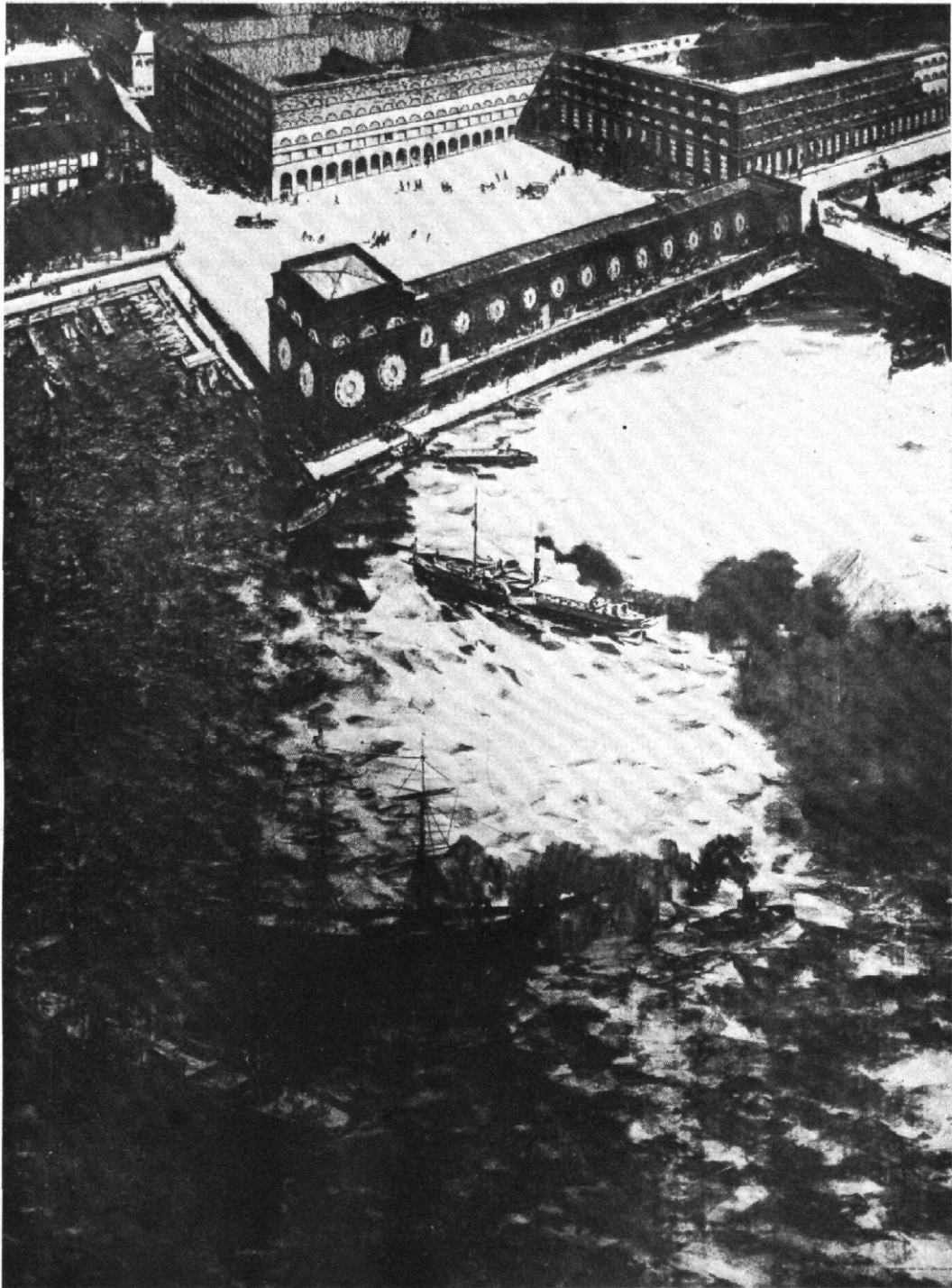
*Große Berliner Kunstausstellung 1921*

**Heinrich Kaiser, Potsdam: Stadterweiterung Potsdam-Wildpark**



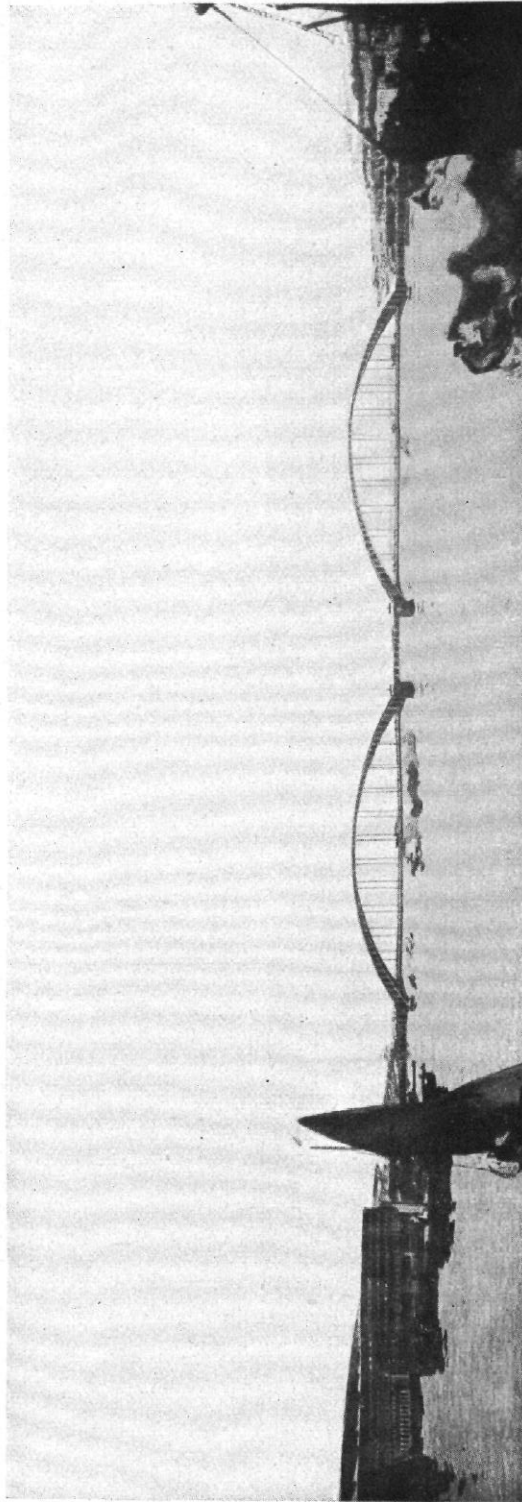
Croße Berliner Kunstausstellung 1921

Heinrich Kaiser, Potsdam: Stadterweiterung Potsdam - Wildpark



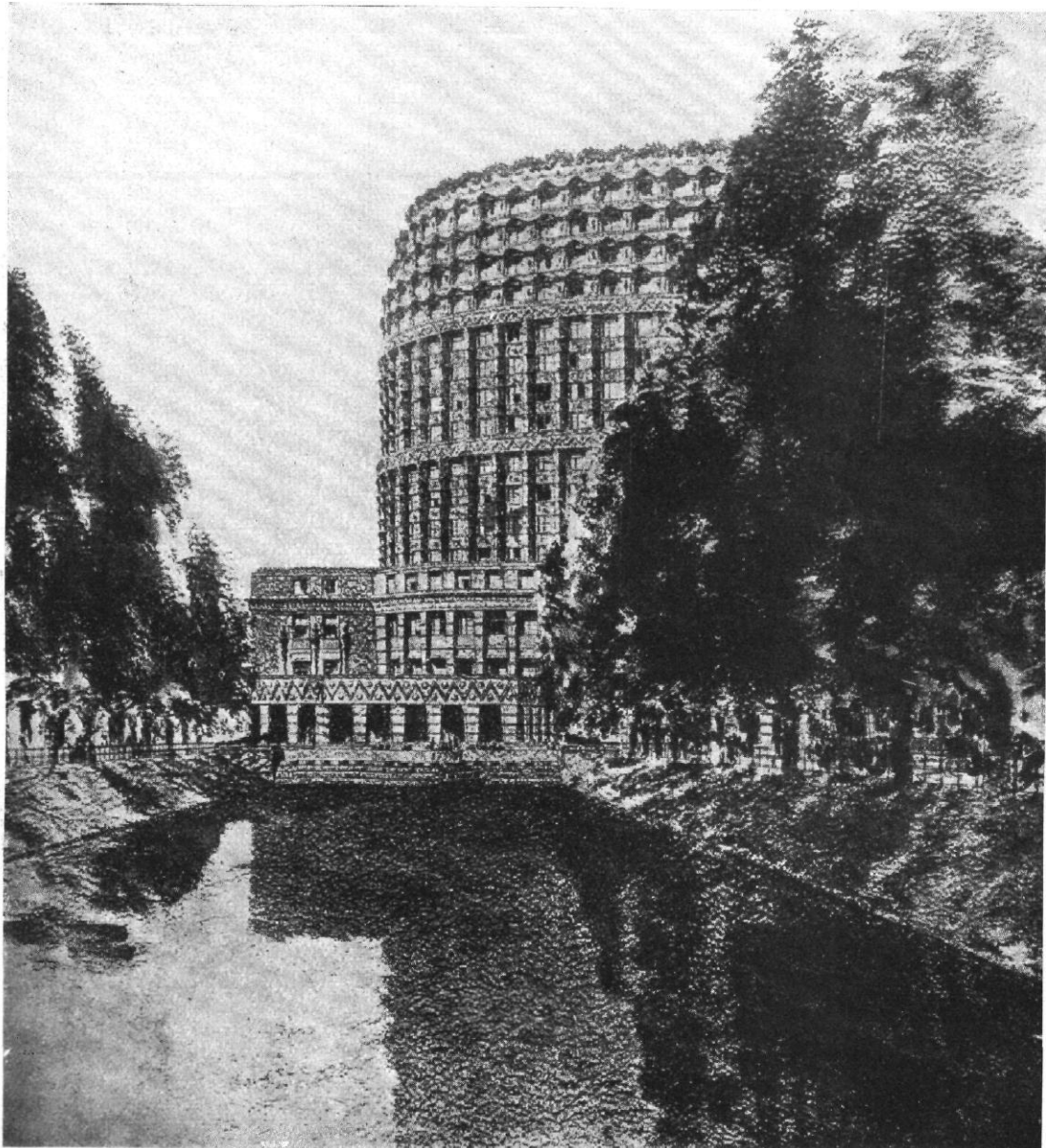
Große Berliner Kunstausstellung 1921

Karl Wach, Düsseldorf; Limfjord-Brücke in Dänemark



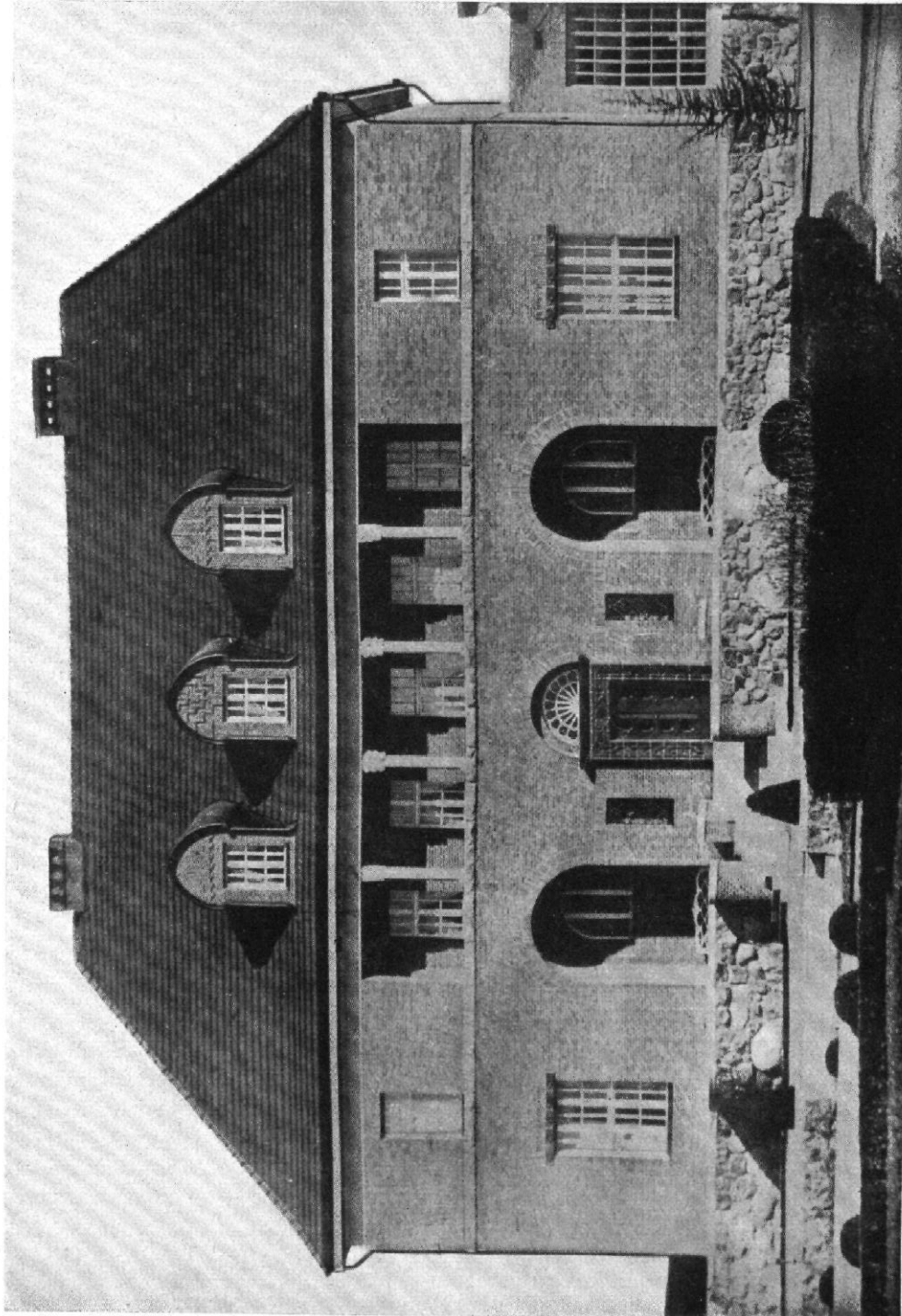
Große Berliner Kunstausstellung 1921

Karl Wach, Düsseldorf: Limfjord-Brücke in Dänemark  
in Gemeinschaft mit Gutehoffnungshütte, Oberhausen (Rhld.) und Monberg und Thorsen, Kopenhagen



Große Berliner Kunstausstellung 1921

Karl Wach, Düsseldorf: Hochhaus für Düsseldorf



Große Berliner Kunstausstellung 1921

Bruno Möhring, Berlin: Haus Burchardt



# Friedrich Sarre und Ernst Herzfeld, Archäologische Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet

(Forschungen zur islamischen Kunst I.)

Berlin 1920 bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Schicksalsschwere Jahre sind darüber hingegangen, bis dem ersten und dritten Bande dieses Werkes der zweite und ein anfänglich nicht geplanter vierter folgen konnten, nicht unwesentlich bereichert durch das, was beide Verfasser an Denkmälerkenntnis vom mesopotamischen Kriegsschauplatz heimgebracht haben. Nur mit Zorn und Schmerz kann man die stattlichen Bände zur Hand nehmen, denkt man daran, daß in den Ländern, von denen sie uns Kunde bringen, dem deutschen Forscher künftig zu arbeiten verwehrt sein soll, und doch auch mit Freude, wenn man sieht, in welcher würdigen Gewand trotz der in der Not der Zeit begründeten unendlichen Schwierigkeiten die beiden Bände das monumental angelegte Werk vollenden. Das ist eine Tat, die dem Verlag Dietrich Reimer und seinem vor Jahresfrist verstorbenen Inhaber Ernst Vohsen alle Ehre macht und die nur der beurteilen kann, dem die tausend Hindernisse bekannt sind, die sich heute der Drucklegung eines solchen Werkes entgegenstellen und der täglich sieht, in welcher bettelhaften Einkleidung heute so viele deutsche wissenschaftliche Arbeiten das Licht der Welt erblicken müssen — durch schlechtes Papier zu baldigem Untergang verurteilt.

Sind auch die Grenzen dessen, was das Werk behandelt, weitgesteckt, so kommt der Bauhistoriker doch in erster Linie zu seinem Recht. Aber auch der schaffende Architekt wird, denke ich, das Werk gern zur Hand nehmen, ohne sich durch die historischen und topographischen Kapitel und gelegentliche Exkurse in das Gebiet der Orientalistik abschrecken zu lassen.

Forschungen zur islamischen Kunst — der Sammeltitel sagt, welchem Kreis die Mehrzahl der veröffentlichten Baudenkmäler entstammen. Aber der Kreis ist weitergezogen und umfaßt eine Anzahl wichtiger, zum Teil vielumstrittener christlicher Bauten aus vorislamischer Zeit, ferner sasanidische Denkmäler auf babylonischem Boden, damit den Blick erweiternd auf die Gebiete, in denen die Wurzeln der islamischen Kunst liegen — und in denen sie nicht liegen. Die Frage der Genesis der islamischen Kunst, die Herzfeld vor Jahren zu lösen suchte (Islam I. 1 und 2, 1910) und damit heftigen Streit der Geister heraufbeschwor, kann und soll auch mit diesem Werk nicht restlos beantwortet werden. Immerhin ist ein erheblich sichererer Standpunkt gewonnen, den die Ergebnisse der Grabungen in Samarra, sobald sie einmal — hoffentlich recht bald — in vollem Umfange veröffentlicht sein werden, noch verbreitern und festigen werden.

Die Grabung in Samarra hat manche offene Frage in anderem Sinne beantwortet, als man vorher vorauszusehen glaubte, so, um nur eines zu nennen, die nach der Stellung der großen Moschee von Samarra in der Gruppe der Hypostylmoscheen. Nachdem Herzfeld selbst an Stelle der erwarteten und aus dem ursprünglichen Ruinenbefund geistreich vermuteten Säulen für diesen gewaltigsten Moscheebau der frühislamischen Zeit Pfeiler gefunden hat, Bündelpfeiler mit gemauertem achtkantigen Ziegelschaft und angelehnten Marmorsäulen an den Diagonalfächen, ist das Verhältnis der beiden Moscheen von Samarra zur Tulunidenmoschee in Kairo denn doch wohl anders zu formulieren, als Herzfeld das im ersten Band (S. 101 ff.) getan hat. Die Stützen der Kairener Moschee sind eine Verschmelzung der beiden Stützentypen von Samarra, des einfachen Rechteckpfeilers von Abu Dilif und der Achtkantpfeiler mit angelehnten Säulen, wie sie die große Moschee besitzt. Insofern hat Qudāi schon Recht, wenn er Ahmad ibn Tulun seine Moschee nach dem Muster der großen Moschee von Samarra erbauen läßt — ebenso hinsichtlich des Minarets, dessen Außentreppe — für mich

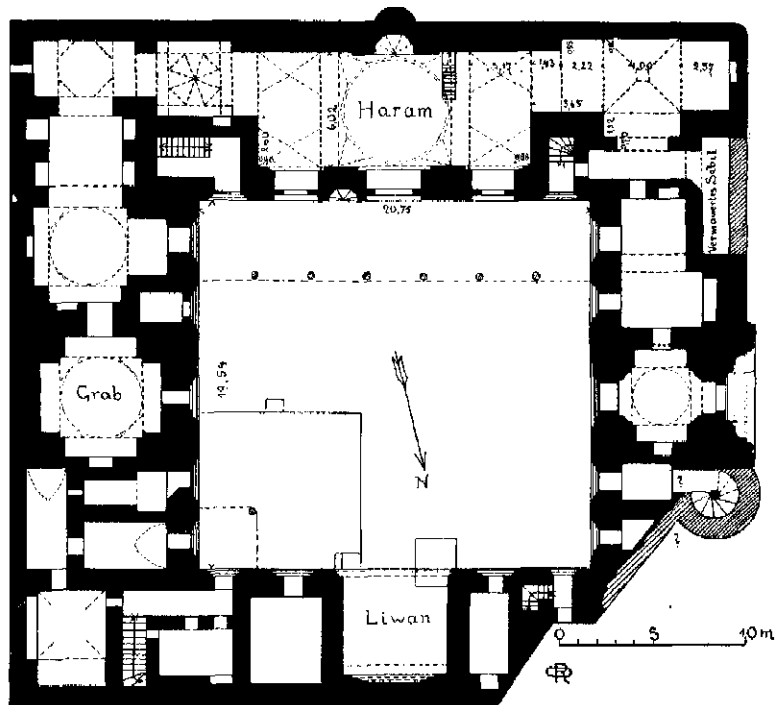
wenigstens — nicht nur das konstruktiv, sondern auch das formal bestimmende Element ist. Das ist allerdings Gefühlssache. Viel wesentlicher — das betont auch Herzfeld (I, S. 99) — als die Frage nach der Form der Stützen ist die nach der Überdeckung und damit im Zusammenhang die nach der Richtung der Schiffe des Haram. Darin ist die islamische Baukunst zu keinem endgültigen Kanon gekommen. Ob es wichtiger sei, den Mimbar allen Andächtigen sichtbar zu machen oder dem einzelnen Beter die Einstellung in die Gebetsrichtung, die Qiblah, möglichst zu erleichtern, darüber scheint man sich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten nie haben einig werden können. So finden sich auch späterhin immer wieder verschiedene Lösungen bei der Anlage eines hypostylen Haram. Ich denke an Indien, wo die Stützenmoschee am längsten in Geltung blieb und wohl auch ihre künstlerisch vollendetste Ausbildung erfahren hat. Ob die doch überall auftretenden verbreiterten Mittelschiffe der Hypostylmoscheen mit dem Transept von Damaskus in Zusammenhang zu bringen sind (I, S. 101), möchte ich sehr bezweifeln. Die architektonische Betonung der Mihrabachse ist doch so natürlich und naheliegend, daß man wirklich nicht nach Damaskus zu gehen braucht. Ich sehe im Mihrab den Erreger dieses architektonischen Gedankens — auch der Gepflogenheit, in der Mihrabachse — meist unmittelbar vor dem Mihrab — ein Joch durch eine höhere Kuppel auszuzeichnen. Der Mihrab wurde ja, obwohl stets dagegen geeifert wurde, doch vielerorts zu einem Allerheiligsten, das man z. B. in Indien häufig in einer richtigen Cella abkapselte und so den Blicken der Andächtigen entzog. Auch Herzfelds sehr bestechende Erklärung des Ursprungs des Mihrab nicht aus der christlichen Apsis, sondern aus dem Altar, im besonderen der Altarplatte nestorianischer und jakobitischer Kirchen Mesopotamiens (II, 277 u. 297), will mir nicht einleuchten, — für die Form gewisser Mihrabs ja, nicht aber für die Gestalt der Mihrabnische im allgemeinen.

Das Kapitel „Bagdad“ ist in seinem ersten Teil (II, 106 ff.) ein Rekonstruktionsversuch der „Runden Stadt“ des Mansur auf Grund der Beschreibungen der arabischen Autoren. Solche Versuche sind bereits von Streck und le Strange gemacht worden. — Herzfeld konnte dem seinen ungleich plastischere Gestalt geben, nachdem ihm das Prinzip der frühislamischen Stadt- und Befestigungsanlagen aus den erhaltenen Ruinen anderer Städte und Festungen der Zeit durch eigenen Augenschein oder durch inzwischen erfolgte Veröffentlichungen bekannt geworden war. Raqqah, Qadisyyah, Hiraqlah, Ukhaidir und Samarra gaben zahlreiche Anhaltspunkte, um diesen Versuch wagen zu können. So geistreich und anziehend dieser „städtebauliche Entwurf“ Herzfelds auf Grund des überlieferten „Programms“ gerade dem Architekten erscheinen muß — Ruinenaufnahmen wären wertvoller gewesen. Alt-Bagdad hat sich aber leider bisher völlig spröde gezeigt, der Boden verrät nichts von seinen Geheimnissen.

Auf festerem Boden steht man im Bagdad des 13. und 14. Jahrhunderts. Ist auch die Zahl der aus dieser Zeit erhaltenen Denkmäler recht dürftig, so sind sie doch besonders wichtig. Die Madrasah des Mustansir (II, 161 ff.) verkörpert als ältestes erhaltenes Beispiel für ein Gebäude ihrer Bestimmung das Vier-Liwanschema, das in der Folgezeit für alle Monumentalbauten geistlicher Hochschulen in Persien und seinen östlichen Nachbarländern maßgebend blieb. Der Typus ist aber weit älter und seine vier Liwané haben mit den vier orthodoxen Riten nichts zu tun. Die Ausgrabungen in Assur haben einen parthischen Palast mit der gleichen Grundrißbildung ans Licht gebracht, dessen Veröffentlichung hoffentlich bald erfolgt. Assyrisch-babylonisches lebt darin — soweit wir sehen können — nicht weiter, obwohl die ältesten bekannten Vertreter des Liwanhauses — Hatra und, wie gesagt, Assur — auf assyrischem Boden stehen.

Im wesentlichen auf Grund stilistischer Übereinstimmung des Ornamentes mit dem Talisman-Tor schreibt Herzfeld die Ruine eines Gebäudes — höchstwahrscheinlich eines Palastes — in der Citadelle von Bagdad dem Khalifen Nasir zu (II 171), dem Großvater Mustansirs. Der Bagdad um diese Zeit eigene Ziegelrohbau, der ohne farbigen Schmuck arbeitet, tritt uns hier auf der höchsten Stufe der Vollendung entgegen — eine Veredelung an sich wertlosen Materials, die schlechthin unübertreffbar genannt werden kann. Wichtig ist, daß durch die Aufnahmen dieser Bagdader und einer Anzahl Mossuler Bauten nunmehr eine zeitlich fixierte Grundlage für die Entwicklungsreihe des Polygonalornamentes gegeben wird.

Herzfelds Aufnahme der Madrasah al-Mirdjaniyyah in Bagdad ist unvollständig geblieben. Ich habe den Bau 1907 aufgenommen, Lücken wurden nach Möglichkeit durch F. Wetzel und K. Müller ausgefüllt. Nach unserer Aufnahme (s. Abb.), die auch keinen Anspruch auf völlige Richtigkeit machen kann, sieht das Planbild wesentlich anders aus, als Herzfeld es für die ihm unzugänglich gebliebenen Teile angenommen hat (II, Abb. 211). Von einer Wiederholung des Raummotivs des Haram für die Gruftanlage ist keine Rede. Die Gruft ist ein einfacher Kuppelraum, der durch eine Türe mit einem langen, mehrteiligen Raum in Verbindung steht und dadurch mit dem Haram selbst. Auch dieser hat keineswegs die symmetrische Raumbildung, die



ihm Herzfeld gibt. Der von ihm als doppelt angenommene Flügelraum mit der eigentümlichen Deckenbildung ist nur auf der Südseite vorhanden und gehört nicht zur Raumeinheit des Haram. Der ganze Bau macht mit seiner verwirrenden Fülle kleiner Räume überhaupt nicht den Eindruck einheitlicher Entstehung. Perioden ließen sich bei der knappen uns für die Aufnahme zur Verfügung stehenden Zeit nicht ohne weiteres unterscheiden. Auch scheint es mir zum mindesten zweifelhaft, ob die Madrasah jemals ein Pischtaqportal mit zwei Minarets besessen hat. Vom südlichen ist jedenfalls keine Spur mehr vorhanden und das nördliche ist anscheinend von Grund auf modern — wie vielleicht die ganze Abschrägung der Nordwestecke. Modern ist auch die Vorhalle des Haram mit ihren Holzsäulen. Daß sie, wie Herzfeld sagt, schon deshalb ursprünglich vorhanden gewesen sein müsse, weil die Hoffront eine Pilastergliederung aufweist, erscheint mir nicht richtig. Einmal stimmen die Säulen ihrer Stellung nach nicht mit den Pilastern überein und zweitens haben doch alle derartige Fassaden solche „Pilaster“.

Der Typus der Zellenkuppel, den in Bagdad das Mausoleum der Sittah Zubaidah und das Grab des Schihab al-Din 'Omar vertreten, ist geographisch noch weiter verbreitet, als Herzfeld angibt (III, 178). In Damaskus hat die Grabkuppel Nureddins im Unterteil solches Zellenwerk und in Adana ist eine Portalkuppel des Ulu Djami so gestaltet, das wesentlichste mir bekannt gewordene Beispiel. Herzfelds Ansicht, daß die ganze Bauform lediglich von innen heraus gedacht sei, ist an sich richtig, bedarf aber doch wohl einer Einschränkung. Soll nicht gerade der plastische Reiz der äußeren Erscheinung dieser Zellentürme, der zum mindesten auf uns heute stark wirkt, mitgesprochen haben?

Die islamischen und christlichen Denkmäler des mittelalterlichen Mossul erfahren zum ersten Male eine Veröffentlichung. Die Tatsache, daß es einen Unterschied zwischen einer christlichen und islamischen Bauweise zur gleichen Zeit nicht gibt, erscheint nur natürlich, aber der Schluß Herzfelds (II, 303), daß die Baumeister — im besonderen die Steinmetzen — auch der islamischen Bauten Mossuls Christen gewesen seien, leuchtet mir nicht ein. Die Bauten des so viel verlästerten Mossul sind durchweg von großem Reiz. Die Bündelpfeiler der großen Moschee oder des Grabes des Schaikh Fathi mit ihren Lyrakapiteln sind eine eigenartig schöne Stützenbildung und der Mihrab der großen Moschee bedeutet schlechthin einen Höhepunkt der arabesken Ornamentik und

Schriftkunst, während die Mossuler Schule im 13. Jahrhundert unter Badr al-Din Lulu daneben die Polygonalornamentik entwickelt. Den eigentümlichen Gegensatz des Mossuler Stiles mit seiner überreichen Ornamentik, die sogar von der Verwendung figürlicher Motive nicht zurückschreckt — Sarre nimmt zu dieser Besonderheit in einem Kapitel Stellung — und seiner malerischen Auffassung der Architektur zu der fast asketischen Strenge der gleichzeitigen ayyubidischen Denkmäler Aleppos sucht Herzfeld aus der durch die Kreuzzüge ausgelösten Reaktion der sunnitischen Orthodoxie in Syrien zu erklären.

Die wichtigste veröffentlichte christliche Ruinenstätte vorislamischer Zeit ist Rusafah. Wichtig ist auch Herzfelds neue Aufnahme des bereits von Preußler und G. Bell publizierten Mar Ya'qub in Nisibis. Bei Rusafah, das Guyer behandelt (Bd. II, Kap. IV) bedauert man nur, daß den Forschern nicht ausreichende Zeit vergönnt war, wirklich genaue, erschöpfende Aufnahmen der Bauten zu machen. Das hätte Rusafah schon verdient. Ein längerer Aufenthalt ist dort freilich wegen der Schwierigkeit der Wasserversorgung nur mit besonderen Vorbereitungen durchführbar.

Guyers kunstgeschichtliche Analyse der Bauten Rusafahs stützt sich — er war selbst nicht dort — auf seine umfassende Kenntnis der mesopotamischen Denkmäler. Am schwersten wiegt scheinbar die Feststellung, daß die Kirche extra muros, die als einer der ältesten Vertreter des Typus der Kreuzkuppelkirche galt, keine Kuppel besaß. Um das zu erhärten, hätten allerdings genauere Aufnahmen beigebracht werden müssen — die überzeichnete Photographie Abb. 153, auf der das umlaufende Gesims, das den erhaltenen oberen Abschluß bildet, nicht sichtbar ist und der perspektivisch ergänzte Schnitt Abb. 154 genügen dazu nicht. Der Einwand Strzygowskis (Die Baukunst der Armenier und Europa, S. 481), man habe bei der Inbenutzungnahme der Kirche in islamischer Zeit den Schutt der eingestürzten Kuppel entfernt und dann das von Herzfeld und Guyer als ursprünglich angenommene Holzdach aufgeführt, erscheint nicht unberechtigt. Würde man aber in einer Gegend, in der man Bauholz nur mit den allergrößten Schwierigkeiten erhalten konnte, während das bequemste Wölbmaterial in Gips unmittelbar zur Hand war, ein Holzdach ausgeführt haben, als schließlich jeder Dorfmaurermeister seine Kuppel wölben konnte?

Auch für Mar Ya'qub in Nisibis bringt Herzfeld die Ansicht von der ursprünglichen Kuppelwölbung durch den Nachweis einer zweiten oberen Fensterreihe zu Fall (II, 340), die, von außen noch deutlich erkennbar, innen durch die später eingewölbte Kuppel verdeckt wird. Diese Sachlage scheint Strzygowski auch jetzt noch nicht anzuerkennen, da er (Ursprung der christlichen Kirchenkunst S. 53) Mar Ya'qub als den ältesten erhaltenen kirchlichen Bau Mesopotamiens in Einkuppelform anführt.

Zum Schluß noch Eines! Wer als Nichtorientalist das Werk zur Hand nimmt — und es ist doch zu hoffen, daß das die Mehrzahl ist — dürfte beim Versuch, die arabischen Orts- und Eigennamen auszusprechen, in Verlegenheit geraten, wenn er ein Deutscher ist. Franzosen und Engländer wären sich über die richtige Aussprache mehr im Klaren. Das soll kein Vorwurf gegen die Verfasser sein, die sich ja in einer Zwangslage befanden, da der inzwischen verstorbene van Berchem im ersten Bande die Inschriften behandelt hat und sie sich mit ihrem Umschreibungssystem nach ihm richten mußten, sondern gegen die gesamte deutsche Orientalistik. Auch ich habe in dieser Besprechung, um den Leser nicht zu verwirren, das gleiche Umschreibungssystem beibehalten. Für den deutschen Nichtorientalisten ist es eine schiere Unmöglichkeit, sich auch nur ein ungefähres Lautbild zu machen, wenn er z. B. den Ortsnamen „Zalubiyah“ vor sich sieht. Welcher Deutsche weiß, daß es „Basar“ und nicht „Bazar“, „Schech“ und nicht „Schaikh“ heißt? Unsere Feinde haben die deutsche Wissenschaft in Acht und Bann getan! Nun gut, schreiben wir doch arabische und dergl. Wörter, wenn wir sie nicht mit arabischen Lettern schreiben, so wie uns der Schnabel gewachsen ist und nicht, wie sie der Franzose oder Engländer schreiben würde.

Hedertsweiler, im August 1920.

Oskar Reuther.

# Paul Klopfer: „Das Wesen der Baukunst.“

Von Paul Zucker.

**M**an braucht sich nicht die boshafte Ansicht der Fachkunsthistoriker zu eigen zu machen, die die Zahl der in den letzten Jahren erscheinenden theoretischen Arbeiten von Architekten mehr mit einem Mangel an Aufträgen als aus innerer Notwendigkeit erklären. — um doch ehrlich zuzugeben, daß nur ein Bruchteil dieser Arbeiten mehr gibt, als den Beweis guten Willens, sich über die Prinzipien des eigenen Schaffens klar zu werden. Aus der Summe dieser Arbeiten bleiben nur drei als wesentlich zurück: die Ostendorfsche Theorie, die „Architektur-Ästhetik“ von Soergel<sup>1)</sup> und neuerdings eine Arbeit von Paul Klopfer: „Das Wesen der Baukunst“.<sup>2)</sup>

Die Klopfersche Theorie geht davon aus, daß die Geschichte der Architektur keine einheitliche Entwicklung darstellt, sondern daß stets zwei Prinzipien um die Führung kämpften, die er als das „tektonische“ und das „stereotomische“ Prinzip bezeichnet, — anders ausgedrückt: entweder wird das Bauwerk vorgestellt als Auseinandersetzung zwischen Stütze und Last, oder aber als geschlossene, gleichsam plastische Masse. Wenn für uns die Vorstellung von der Funktion der einzelnen Bauglieder als stützende oder getragene Teile die selbstverständlichere ist, so liegt dies an unserer allgemeinen geistigen Einstellung, die durch ein auf der Antike und die Renaissance beruhendes Kulturbewußtsein bedingt wird. So erscheinen uns ägyptische und indische Baukunst als „exotisch“, und so sehen wir umgekehrt in byzantinischen und mittelalterlichen Bildungen und Stilformen etwas jener Exotik Verwandtes.

Diese Zweiteilung variiert Klopfer noch durch eine andere Zweiteilung: in „statische“ und in „dynamische“ Bauten. Hier scheint mir die Möglichkeit eines Mißverständnisses zu liegen, weil diese Gegenüberstellung im Gegensatz zur ersten Antithese einen stark subjektiven Einschlag hat. Soteilert die Baugeschichte in vier begrifflich verschiedene Gestaltungswelten ein: statisch empfundene Gerüstbauten und dynamisch empfundene Gerüstbauten, statisch empfundene Massenbauten und dynamisch empfundene Massenbauten. Während die Gegenüberstellung von Gerüstbauten und Massenbauten absolut und objektiv ist, sind der Begriff der Ruhe und der Bewegung (des statisch und des dynamisch empfundenen Bauwerks) zu stark subjektivistische und relative Werte. Es handelt sich nicht um ein Gegensatzpaar, sondern um graduelle Abstufungen, die nur in den allerextremsten Fällen eine absolute Normierung vertragen. — Wesentlich ist nun, daß Klopfer diese Begriffe an geschickt gewählten Beispielen erläutert. An diesen Beispielen, wie etwa der Gegenüberstellung der Villa Rotonda des Palladio und der in verwandter Form, aber aus einem ganz anderen Geist erbauten Nicolai-kirche in Potsdam, oder der Gegenüberstellung des Konstantinbogens in Rom und der Logietta am Marcusturm in Venedig, zwischen denen eine ähnliche Spannung besteht, — ersehen wir deutlich, wie wenig die „Stilformen“, die einzelnen Bauglieder über das Wesen eines Bauwerks aussagen, daß es der Geist ist, der den Körper baut, und daß mit den gleichen Formen völlig verschiedene Raum- und Körpervorstellungen verbunden und ausgedrückt werden können.

Auch dort, wo man diesen Deduktionen nicht völlig folgen mag, ist die Analyse des einzelnen Bauwerks interessant. Glänzend z. B. die Erklärung des Pantheon in Rom, das den Zusammenstoß zweier Welten manifestiert, der östlichen Kultur und einer späthellenistisch-römischen, ein Zusammenprall, in dem der Osten schon siegt. Klopfer übersetzt dies in seine Terminologie und nennt den Bau als Ganzes „stereotom“, faßt aber die Wände als tektonische, dekorativ gegliederte, auf. Es ließen sich noch zahlreiche Beispiele anführen, bei denen Klopfer allgemein empfundene Unterschiede der architektonischen Auffassung durch die Gegenüberstellung der von ihm geprägten Begriffe besonders klar und deutlich zum Ausdruck bringt. Allerdings läßt sich nicht vermeiden, daß hier und da die Mannigfaltigkeit der künstlerischen Gestaltung allzu eng einem Generalbegriff untergeordnet wird.

Jedenfalls kann die Arbeit, namentlich zu pädagogischen Zwecken, sehr warm empfohlen werden. Auch die Darstellungsform ist populär gehalten und erfordert keinerlei ästhetische oder kunsthistorische Vorbildung.

<sup>1)</sup> Besprochen an dieser Stelle Jahrg. 1920, Heft 11/12. <sup>2)</sup> Verlag Oskar Leiner, Leipzig 1920.

# Bücherschau

**Anfer, Alfons. Naturbauweisen.** Ein Ratgeber für Siebeler und Bauhelfer. Berlin, 1919. 146 Seiten, Oktav, mit zahlreichen Abbildungen. Preis geheftet . . . . . M. 6.50

**Avenarius, Ferdinand. Die Weltkorkatur in der Völkerverkehrung.** 3. Auflage. München, 1921. 254 Seiten, Oktav, mit 338 Abbildungen. Preis . . . . . M. 36.—

**Baldaus-Plehsch, Wo und wie baue ich mein Haus? Wie richte ich es ein?** 5. Auflage. Leipzig, 1920. 188 Seiten, Oktav, mit 300 Textabbildungen. Preis kartoniert . . . . . M. 8.50

**Behrendt, Walter Curt. Der Kampf um den Stil im Kunstgewerbe und in der Architektur.** Stuttgart-Berlin 1920. 276 Seiten, Oktav, und 29 Abbildungen. Preis, in Halbheften gebunden . . . . . M. 25.—

Die vorliegende Arbeit, die 1912 begonnen wurde, gibt einen Überblick über die Anschauungen und Ziele auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und der Architektur. Der Schwerpunkt ist auf eine übersichtliche Gliederung des umfangreichen Stoffes gelegt. Für eine Darstellung historischen Charakters schien dem Verfasser der Gegenstand noch nicht reif zu sein. Da der Kampf um den Stil noch nicht entschieden ist, so ist es erklärlich, daß im einzelnen häufiger vom großen Wollen als von greifbaren Ergebnissen eines gleichwertigen Könnens berichtet wird. Daß die Leistungen Deutschlands in dieser Darstellung den breitesten Raum einnehmen, erklärt sich daraus, daß in der Tat Deutschland den stärksten Anteil an der künstlerischen Bewegung hat, die den Gegenstand dieses Buches bildet.

**Blümner, Rudolf. Der Geist des Kubismus und die Künste.** Berlin, 1921. 70 Seiten, Oktav, und zahlreiche Textabbildungen. Preis kartoniert . . . . . M. 18.—

**Bodag, Walter. Praktische Winke für den Bau eines Eigenheims.** Berlin, 1920. 71 Seiten, Oktav, mit 5 Abbildungen. Preis geheftet . . . . . M. 6.25

**Bodenseebuch, Das.** 7. Jahrgang, 1920. Ein Buch für Land und Leute. Konstanz, 1920. 176 Seiten, Quart, mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen.

**Breit, Heinrich. Der praktische Elektro-Installateur.** Landsbut, 1921. 68 Seiten, Oktav. Preis geheftet . . . . . M. 6.80

**Cornelius, Hans. Elementargelehrte der bildenden Kunst.** 3. Auflage. Leipzig, Berlin, 1921. 203 Seiten, Quart, mit 247 Abbildungen und 11 Tafeln. Preis geheftet . . . . . M. 15.— gebunden . . . . . M. 20.—

Dieses Buch, dessen innerer Wert dadurch bewiesen wird, daß es trotz der Notlage der Zeit in dritter vermehrter Auflage erscheint, wendet sich in erster Linie nicht an den zünftigen Kunstgelehrten, sondern es will die Aufmerksamkeit des praktischen Kunstgewerblers auf sich lenken, um diesen zum Nachdenken zu veranlassen über die große Bedeutung eines material- und formgerechten Schaffens. In den zahlreichen Abbildungen — die allerdings qualitativ nicht immer ganz befriedigen — werden u. a. die schauerlichen Scheuslichkeiten an Abbildungen des Jugendstiles in recht geschickter Weise guten kunstgewerblichen Dingen aus alter und neuerer Zeit gegenübergestellt. Die Auswahl dieser Abbildungen geschah durchaus zweckmäßig. Aber auch der Künstler wird das Buch mit Gewinn studieren, denn der Verfasser unternimmt eine klare, begriffliche Fassung von den einfachsten Formen des Schönen, über die man sich gemeinhin rein gefühlsmäßig entscheidet.

**Curtis, N. E. The Rider Library.** Illinois, 1920. 77 Seiten, Oktav, und einige Abbildungen.

Eine gewissenhafte Zusammenstellung derjenigen Werke, die ein amerikanischer Architekturstudent lesen und besitzen sollte. Deutsche Bücher und Zeitschriften sind in erfreulicher Anzahl aufgeführt. Natürlich überwiegen die englischen und französischen Werke.

**Eftop-Zugendhold. Die Kunst Marc Chagalls.** Potsdam 1921. 77 Seiten, Quart, mit 63 Abbildungen. Preis geheftet M. 50.—

**Enßlin, Max. Elastizitätslehre für Ingenieure I.** Berlin, Leipzig, 1921. 147 Seiten, Oktav, mit 65 Abbildungen. Preis geheftet . . . . . M. 4.20

Der Zweck des Bändchens ist, Studierende, die mit den Anfangsgründen der Differentialgleichungen vertraut sind, in die mathematische Elastizitätslehre einzuführen und Ingenieuren den Nutzen vor Augen zu führen, den sie aus dieser für die praktische Festigkeitsberechnung ziehen können, eine Aufgabe, der noch viele zweifelnd gegenüberstehen. Die besondere Aufgabe lag für den Verfasser darin, die Grundbegriffe und deren mathematische Formulierung verständlich und doch scharf vorzutragen, sodann zu zeigen, wie technische Aufgaben mit den Hilfsmitteln der Elastizitätslehre angefaßt und gelöst werden.

**Frobenius, Leo. Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre.** München, 1921. 125 Seiten, Oktav. Preis geheftet . . . . . M. 17.—

„Paideuma“ ist für Leo Frobenius etwa das, was Oswald Spengler „Kulturlese“ nennt. Das Wort bezeichnet treffend die Richtung der Arbeiten des bekannten Erforschers afrikanischer Kulturen zum Geistlichen, Geistigen. Nur von ihm aus erschließt sich uns die Tatsachenwelt der Kulturen. Breite Perspektiven für die Zukunft der Kulturgeschichte Westasiens, Europas und Afrikas tun sich in diesem Buche auf.

**Genzmer, Felix. Bäder- und Schwimmhallen.** 2. Auflage. Leipzig, 1921. 454 Seiten, Quart, mit 573 Textabbildungen sowie 17 Tafeln. Handbuch der Architektur 4. Teil, 5. Halbband, 3. Heft. Preis geheftet . . . . . M. 110.— gebunden . . . . . M. 128.—

Die vor 22 Jahren von demselben Verfasser erschienene erste Auflage ist von neuem durchgearbeitet und auf Grund der neuesten Quellen und örtlichen Studien zeitgemäß und sachlich auch bezüglich der Abbildungen mehrfach durch größere und klarere Darstellungen ergänzt.

**Geyer, Ernst. Tabellen zur Berechnung von einfach und doppelt armierten Balken und Platten aus Eisenbeton, mit Hilfsstab für Plattenbalken.** Berlin, 1921. 22 Seiten, Oktav, mit 4 Textfiguren. Preis geheftet . . . . . M. 6.—

**Hadamak, Adolf. Der Chinesische Teppich.** Hamburg, 1921. 34 Seiten, Oktav, 5 Textabbildungen und 27 Tafeln. Preis kartoniert . . . . . M. 27.50

Von China wurden in den letzten Jahren nach allen Gegenden Teppiche ausgeführt. Die zum Teil Jahrhunderte alten Muster dieser Teppiche fanden ihrer Farben wegen manchen Bewunderer, ohne daß die Muster immer verstanden worden wären. Ihre Bedeutung zu erklären ist der Zweck dieses Buches.

**Heidelbach, Paul. Kassel. Stätten der Kultur, Band 31.** Leipzig 1921. 284 Seiten, Oktav und zahlreiche Abbildungen. Preis geheftet . . . . . M. 12.— gebunden . . . . . M. 18.—

Durch Gründlichkeit und Gebiegenheit des Inhalts, durch geschmackvolle Form der Darstellung sowie durch Schönheit des Abbildungsmaterials zeichnet sich auch dieser neue Band der „Stätten der Kultur“ aus. Er sei deshalb allen Gebildeten als Führer empfohlen.

**Hirsch, Ludwig. Höchstmietenverordnung und Reichsmietengesetzentwurf.** Charlottenburg, 1921. 32 Seiten, Oktav. Preis geheftet . . . . . M. 3.50

**Kersten, C. Freitragende Holzbauten.** Berlin 1921. 222 Seiten, Quart, mit 335 Textfiguren. Preis gebunden . . . . . M. 74.—

In dem vorliegenden Werke hat sich eine große Zahl von Konstrukteuren bemüht, die Gesamtlösungen und Einzelverbindungen auf dem Gebiet des freitragenden Holzbaus ingenieurmäßig durchzubilden und das Holz zu einem dem Eisen gleichwertigen Baustoff zu entwickeln. Die vorliegenden Abhandlungen, die das hauptsächlichste all dieser Konstruktionen bis in die neueste Zeit zusammenfassen, bringen demgemäß eine seltene Fülle von Aufklärungen und Anregungen, einen Überblick, wie er in keinem bisher erschienenen Lehrbuch über Holzkonstruktion zu finden war.

**Kessler, Hermann.** Zeichnungen **Serdinand Hodlers.** Basel, 1921. 68 Seiten, Oktav, mit 23 Abbildungen. Preis, gebunden M. 25.—

**Kleiber-Borich.** **Technischer Selbstunterricht für das deutsche Volk.** München-Berlin. Das Werk erscheint in 4 Bänden von insgesamt 18 Briefen zu je . . . . . M. 8.—

Gliederung des Werkes: I. Technische Hilfswissenschaften (Vorstufe); II. Naturkräfte und Baustoffe; III. Bautechnik; IV. Elektrotechnik. Der uns vorliegende 1. Brief enthält 64 Seiten Text, Quartformat, und zahlreiche Abbildungen. Das Werk sei allen Gewerbetreibenden, Arbeitern, Angestellten und Lehrlingen in technischen Betriebswerken empfohlen.

**Koppe, R. O.** **Kleinwohnungsbauten für Behörden, Gemeinden, Baugesellschaften und Industrie- und Bergmannswohnstätten aus der Praxis in sparsamer Bauweise.** Halle, 1921. 100 Seiten, Quart, mit 300 Abbildungen und Plänen. Preis, in Halbleinen gebunden . . . . . M. 50.—

Der auf dem Gebiete des Kleinwohnungsbaues bekannte Verfasser hat in diesem Werke seine langjährigen Erfahrungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Angesichts der hohen Bedeutung, die die Wohnungsfrage heute für Behörden, Städte, Gemeinden, für Industrie und Bergbau besitzt, dürfte dieses aus der Praxis heraus entstandene Buch dazu berufen sein, großen Nutzen bei der Überwindung der Schwierigkeiten zu stiften, die sich heute auf dem Baumarkte der Ausführung von Kleinwohnungsbauten entgegenstellen.

**Kowalczyk, Georg.** **Decorative Skulptur.** Berlin, 1921. 2. Aufl. 176 Seiten, Großquart, mit zahlreichen Abbildungen. Preis, in Halbleinen gebunden . . . . . M. 150.—

Die Auswahl von Bildwerken, die hier in trefflicher Wiedergabe und vorzüglicher Ausstattung erscheint, soll Künstlern aller Art eine übersichtliche Zusammenstellung meisterhafter Schöpfungen der Vergangenheit von der Antike bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts geben und zu Neuschöpfungen anregen. Die Mehrzahl der Abbildungen zeigt Proben griechischer und römischer Bildhauerkunst. Nur ganz wenige Werke aus dem kretisch-mykenischen, etruskischen, ägyptischen und babylonisch-assyrischen Kulturkreise werden geboten. Mittelalter, Renaissance und Barock sind reichlicher vertreten. Der Herausgeber hat mit Absicht den Nachdruck auf die Antike gelegt. Allerdings überschätzt er vielleicht ihren erzieherischen Wert für die Gegenwart. Gerade die Kunst des nahen und ferneren Ostens sowie die des Mittelalters scheinen für die heutige Zeit wertvoller zu sein als die klassische Kunst des Altertums.

Über die Auswahl läßt sich streiten. In einer neuen Auflage hätte man an Stelle der zum Teil recht langweiligen Gemmen lieber griechische Münzen und kretische, babylonische Siegelbilder gesehen. Auch ist die griechische Grabmalerei nicht vollwertig genug vertreten. Davon abgesehen, erfreut jedoch das Werk durch die geschmackvolle Auswahl und befreit im höchsten Maße durch die vollkommene Wiedergabe der Originale. Möge dem Werke der verdiente große Erfolg beschieden sein.

**Kunst in Holland.** Künstlerisch ausgestattete Mappen, Format 15×2,0 enthaltend 10 Bildtafeln in edler Reproduktionstechnik und Text aus der Feder berufener Kunstforscher. Preis jedes Bandes . . . M. 12.—  
Band 1/2. Dordrecht. Von G. A. C. Snijder. — Band 3. Der Utrecht-Pfalter. Von E. Tiege-Conrat. — Band 4. Der Dom zu Utrecht. Von Jontor. G. J. de Jonge. — Band 7. Der Baummeister Verlage. Von Max Eisler. — Band 8. Erasmus von Rotterdam im Bilde. Von E. Tiege-Conrat.

**Küppers, Paul Erich.** **Der Kubismus.** Ein künstlerisches Formproblem unserer Zeit. Leipzig, 1920. 62 Seiten, Oktav, und 40 Tafeln. Preis, gebunden . . . . . M. 12.—

**Lindner, Werner.** **Ausgewählte heimliche Bauweisen.** Berlin, 1919. 84 Seiten, Quart, und zahlreiche Abbildungen. Preis, geheftet . . . . . M. 7.50

**Lismana, Hermann.** **Wege zur Kunst.** München, Berlin, Leipzig, 1921. 107 Seiten, Oktav. Preis, geheftet . . . . . M. 27.—

**Lehnert, Georg.** **Geschichte des Kunstgewerbes.** I. Das Kunstgewerbe im Altertum. Berlin, 1921. 88 Seiten, Oktav, und 32 Tafeln. Preis, kartoniert . . . . . M. 4.20

Die Sammlung Böschers läßt soeben mit ihrem Bande Nr. 819 den ersten Teil einer Geschichte des Kunstgewerbes von Professor Dr. Georg Lehnert erscheinen. Der vorliegende Band behandelt das Kunstgewerbe im Altertum. In kurzer, gedrängter, aber übersichtlicher Form kennzeichnet der Verfasser zunächst Aufgabe und Umfang des Kunstgewerbes, schildert in den folgenden Abschnitten das Kunstgewerbe der vorgeschichtlichen Zeit, der Babylonier, Ägypter und Ägypter, führt uns weiter die Entwicklung des Kunstgewerbes in der vorklassischen Zeit, also in Troja, Kreta und Mykenä vor, zeigt, wie sich während der klassischen Zeit in Griechenland und Rom Haus und Hausausstattung herausgebildet haben, welche Arbeiten man aus Bronze, Silber und Gold, aus Ton, Glas und Stein gefertigt hat und schließt mit einem Abrisse über das altchristliche Kunstgewerbe. Immer läßt der Verfasser des Buches klar erkennen, welchen Entwicklungsgang das Kunstgewerbe genommen hat und warum es ihn hat nehmen müssen. Zu diesem Zwecke legt er seine Darlegungen stets auf den mit großen Strichen gekennzeichneten allgemeingültigen und baugeschichtlichen Hintergrund. An 100 Abbildungen auf 32 Tafeln in Kunstdruck begleiten die Ausführungen. In weiteren Bändchen soll die Geschichte des Kunstgewerbes im Mittelalter, in der Renaissance, im Barock und Rokoko usw. behandelt werden. — Diese Geschichte des Kunstgewerbes ist zu begrüßen, weil sie eine bemerkbare Lücke ausfüllt. Denn es gibt zur Zeit keine Geschichte des Kunstgewerbes mehr im Buchhandel.

**Mutius, Gerhard von.** **Ostasiatische Pilgerfahrt.** Berlin, 1921. 75 Seiten, Oktav. Preis, geheftet . . . . . M. 10.—

Wir besitzen wenig Reisebücher, die nicht so sehr Auskunft über Hotels und Preise, wie über die Seele des Landes und seines Volkes geben wollen. Das kleine Bändchen des bekannten Kulturphilosophen Gerhard von Mutius gehört unbedingt zu diesen. Aus Tagebuchaufzeichnungen während einer Reise nach China und Japan, die der Verfasser vor mehreren Jahren in diplomatischem Dienst unternahm, rundet sich ein Bild, das imprägnante Impressionen der Außenwelt und auch der jeweiligen politischen Situation umreißt, das vor allem aber aus formvollendeten, kristallklaren Betrachtungen der Kunst und Bauendenkmäler, sowie der Sitten und Gebräuche des Landes seine psychologische Struktur bis ins feinste bloßlegt. So ergibt sich ein kleines Kunstwerk von höchstem Belang, das sich den Darstellungen des Grafen Harry Kessler über Mexiko oder denen Hugo von Hofmannsthals über seinen Ritt durch Tschefallen würdig an die Seite stellt und den zahlreichen Freunden ostasiatischer Weltanschauung über eine wertvolle Bereicherung ihrer Kenntnisse hinaus ein unverlierbares Erlebnis bedeuten wird.

**Salzmann, Heinrich.** **Industrielle und gewerbliche Bauten.** 2. Aufl. Berlin, Leipzig, 1921. 144 Seiten, Oktav, mit 135 Figuren. Preis, geheftet . . . . . M. 4.20

Bei der 2. Auflage des II. Bändchens sind wichtige Ergänzungen gegenüber der ersten Auflage eingefügt worden, welche besonders neuere Bauarten von Speichern, Lagerhäusern und Lagerplätzen betreffen, wie solche in riesenhaften Dimensionen in der Kriegszeit wegen der großen Anhäufung von Rohstoffen entstanden sind für Futtermittel, Nahrungsmittel, Mineralien, Gesteine usw. Eine größere Anzahl dieser Bauwerke und ihrer Einrichtungen wurde auf Abbildungen kenntlich gemacht, und vielfach sind Hinweise auf Veröffentlichungen von neueren Bauten gegeben. Besonders ist auch geschildert, wie die Vorrichtungen für den Transporth solcher großen Mengen von Lagergütern zwangsmäßig sich verändert haben und verbessert worden sind. Des weiteren sind auch die Verschlässe von Lagerzellen eingehender beschrieben worden.

**Schmid, Hans Sebastian.** **Kunststilunterweisung.** 7. Auflage. München, 1921. 52 Seiten, Oktav, und 352 Textabbildungen. Preis, geheftet . . . . . M. 8.40

**Süßgel, Hermann.** **Architektur-Asthetik.** 3. Aufl. München, 1921. 332 Seiten, Quart. Preis, geheftet M. 40.—, gebunden M. 48.—